

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Das Neujahrsest.

(Mit einer Abbildung.)

Der Wechsel des Jahres, der Uebergang aus dem alten in das neue, ist zwar an und für sich nicht mehr und nicht weniger als jeder andere Wechsel der Zeit, und wir könnten ein solches Fest wohl eben so gut am 1. Februar feiern, als am 1. Januar. Aber es ist nun einmal dieser Tag in der ganzen gebildeten Welt der Anfang eines neuen Zeitabschnittes geworden, und so feiert man ihn eben überall, nach Orts- und Landesgebrauch. Warum sollte man ihn auch nicht feiern? An diesem Tage drängen sich ja in dem engen Kämmerlein des Menschenherzens so manche Erinnerungen an die Vergangenheit, so manche Gedanken an die Gegenwart, so manche Hoffnungen an die Zukunft zusammen, daß das Menschenherz zer springen möchte vor Ueberfülle, daß es sich Luft machen muß, jedes nach seiner Art und nach seiner Stimmung.

Das Neujahrsest, in der Art und Weise, wie es begangen wird, ist daher auch meistens der äußere Ausdruck der Denkweise, der Neigungen, der Grundstimmung des einzelnen Menschen wie ganzer Völker. Da sammeln sich in der Nacht fröhliche Kreise in den Häusern, auf den Gassen, in den öffentlichen Gasthäusern, da wartet man, wenn's halb, wenn's drei Bierstel schlägt, mit klopfendem Herzen auf den Schlag „zwölf Uhr!“ Der Nachtwächter bläst gewaltiger denn sonst in seine liebliche Trompete, der übermüthige Burche läßt seine Pistole knallen, Schuß auf Schuß, am Fensterlein seiner Herzallerliebsten, der Studiosus steht mit dem vollen Glase auf dem Marktplatz und jubelt mit Hunderten seiner Genossen der glückverheißenden Zukunft entgegen.

In Spanien sammeln sich die Fröhlichen in bunten Verkleidungen im strahlenden Saale und träumen sich im Zauberkreise der Einbildung und stolziren im bunten Flitterstaat verblichener Herrlichkeit in ächt spanischer Weise hinüber in's kommende Jahr.

In Frankreich drängt sich im Ballsaale, im Theater Kopf an Kopf, unter rauschender Musik, im fröhlichen Gedränge dreht sich Paar an

Paar, und im wirbelnden Galopp hüpfet der leichtfüßige Franzmann der Zukunft entgegen.

Der Engländer sitzt zwar auch im gefüllten Saale, aber doch immer ihrer drei oder vier im ernsthaften Gespräch an einem besondern Tischlein, und trinken gemächlich und ernsthaft ihr Gläslein, und horchen auf die brausenden Töne der Musik, welche zwar die Ohren zum Aufhören, aber nicht die Füße zum Tanzen bringen.

Der Russe stehet Kopf an Kopf und Schulter an Schulter auf den Treppen, in den Gängen des kaiserlichen Palastes, die Mühe demüthig in der Hand, den Blick zur Erde gesenkt, und wenn das kaiserliche Paar daherschreitet, so beugt er seine Kniee zur Erde, senkt das Auge noch tiefer als vorher, und geht heim glücklich und selig, denn er hat ja seinen ird'schen Herrgott gesehen.

Aber die Offiziere ziehen des Nachts beim Scheine von Hunderten von Fackeln hinaus auf die hartgefrorene spiegelglatte Eisdecke des Neuwassluffes, und schieben in leichten Schlitten die Damen über die glänzende Fläche.

In China schmücken sich die Straßen, die Häuser, die Schiffe, mit Fahnen, mit Bildern, mit wunderlichen Zeichen aller Art, im wimmelnden Jahrmarkte drängt sich das Volk durcheinander, kauft und verkauft, ißt und trinkt, sitzt zu Hunderten in dem geschmückten Schiffe und geht unter allerlei Poffen und komischen Sprüngen in's neue Jahr.

Die Türken, aber nur die Männer, denn den Frauen ist bekanntlich nicht gestattet, sich öffentlich zu zeigen, sammeln sich auf ihren Plätzen, die Einen sitzen im behaglichen Kreise, rauchen ihre Pfeife, trinken ihren Mokkaffee, das niedrige geknechtete Volk feiert unterdeß das Fest seiner Freiheit, schwingt die Peitsche, die ihm morgen wieder auf dem Rücken tanzt, in wildem Jubel, und freut sich der flüchtigen Augenblicke, in denen es nicht die Kette fühlt, die es zum Sklaven macht.

Der Negerclavé schmückt sich mit allerlei buntem Flittertand, mit Blumen und Kränzen, mit Federn und Ringen, zieht unter Pfeifen- und Trommelton durch die Straßen, und träumt sich für kurze Augenblicke an die Stelle seines Herrn und Unterdrückers.

In Amerika zieht das schaulustige Volk hinaus

an das Ufer des Meeres. Auf künstlichen Rasen sitzen da schwebende Jungfrauen, spielend mit dem gewaltigen Elemente, das sich um ihre Flügel schmiegt, ein Sinnbild der Meeresherrschaft des jungfräulichen Amerika's, ein Schauspiel, an dem der stolze Amerikaner zu neuem Stolz sich aufrichtet.

Im Norden von Europa, wo die Menschen ferne von einander in den weiten Schneegebirgen auf einzelnen Höfen wohnen, wo der Nachbar den Nachbar vielleicht Wochen lang nicht gesehen, sattelt am Neujahrstage frühe der Bauer seine Pferde, und die Familie reitet im Sonntagstaat zum nächsten Nachbar, oder zu einem entfernteren, bei dem sich auch Andere versammeln. Man drückt einander freundlich die Hand, man wünscht sich Glück zum neuen Jahre, man bespricht sich in der warmen Winterstube hinterm Gläslein über dies und das, was Haus und Hof betrifft, es erzählt einer, der vielleicht in der entfernten Stadt gewesen ist, was er vom Weltlauf erfahren, und am Abend trennt man sich wieder, und wünscht sich vielleicht erst auf Monate hinaus ein glücklich Wiedersehen.

In unserm lieben Deutschland aber sitzen die guten Freunde fröhlich beim Gläslein, die Männer rauchen, daß einem die Augen übergehen, und schöpfen aus der dampfenden Punschbowle, und ordnen den Lauf der Welt, die Weiber brauen den Thee und reden von den neuesten Nachrichten der Stadt oder Dorfschronik und hängen Diesem und Jenem, Dieser und Jener ihr Schlemplein an, und wenn's vom Kirchenthurm zwölf Uhr brummt, so stehen sie auf, machen einander Kratzfüße und Bücklinge, der Herr Gevatter dem Herrn Gevatter, der Herr Better der Frau Base, der Herr Hofrath der Frau Geheimrätin und so fort, und wünschen einander in die Kreuz und Quer ein glückseliges neues Jahr. Nun, wenn's überall von Herzen geht, so wollen wir's loben.

Aber nicht überall kommt so in Saus und Braus, in Spiel und Tanz das neue Jahr. Es ist da manch einsam stilles Kämmerlein, drin leuchten nicht strahlende Kerzen, drin brennt ein dürftig Lämpchen auf dem Tische, und auf langwierigem harten Lager scheidet ein Kranker mit Seufzern vom alten, und begrüßt mit Seufzern das neue Jahr. Ihm wünschen wir zum andern Jahre ein fröhliches Stündlein der Genesung oder der Erlösung.

Oder es brennt nicht einmal ein Licht in der

dunkeln Kammer, ja auch in dem Herzen des wachenden Schlafers brennt kein Licht der Freude, keines des Trostes, keines der fröhlichen Hoffnung. Wenn er abwerfen könnte von seinen Schultern die schwere Bürde der Nahrungsorgen, die er nun schon getragen so manches lange lange Jahr, wenn die zwölfte Stunde, des Jahres legte, auch seines Kummers legte, seines Glückes erste werden könnte. So hat er schon in mancher Neujahrstunde gebetet und gehofft. Möge der liebe Gott einmal sein Hoffen erhören!

Oder es sitzt ein Mütterlein noch einsam am Spinnrade, und von Zeit zu Zeit wischt sie sich eine Thräne ab, die ihr über die Wange rollt; sie gedenkt des letzten Neujahrs, an dem ein fröhlich Töchterlein ihr noch zur Seite saß, und die jetzt draußen auf dem Kirchhof dem großen himmlischen Neujahrsmorgen entgegenschläft.

Oder es liegt einer auf hartem Lager hinter Gitter und Kiesel in engen finstern Gefängniß. Er verbüßt vielleicht hinter den Kerkermauern einen schweren Fehltritt seiner Jugend. Aber es ist so hart für ein jugendfröhliches Herz, wenn die Sonnenstrahlen des Lebens nur durch die Gitter des Kerkers zu ihm dringen, draußen das freudige Wogen und Rauschen des Lebens, und drinnen nichts als das Schweigen des Grabes, draußen den lauten strahlenden Jubel der Freude, und drinnen nichts als öde hoffnungslose Nacht. Wahrlich, eine solche Neujahrnacht muß schwerer auf dem Herzen lasten, als sonst Jahre der Einsamkeit. Auch den Gefangenen wünschen wir ein glückseliges neues Jahr.

In der Ferne, unter landfremden Menschen, vielleicht gar drüben über'm Weltmeer, sitzt der Sohn der deutschen Heimath, und wenn's zwölf Uhr schlägt in Amerika, so fliegt seine Seele heimwärts über Berg und Thal, über Land und Meer, und er gedenkt mit Gedanken der Sehnsucht der trauten heimatlichen Hütte, und des armen Vaterlandes, dem vielleicht eine böse Stunde schlägt an diesem Neujahrstage, und er gedenket der Lieben, die daheim sind, und, wie nebenstehende Abbildung zeigt, diesmal ohne den Sohn in der Fremde ihren Neujahrabend feiern.

Um das bescheidene Tischlein sitzen sie, ihrer drei. Eine Schüssel Kaffee ist ihre ganze Schmauferei. Aber auf dem Tische liegt ein Brief von dem Sohn aus Amerika, den hat das Schwesterchen vorgelesen, und daneben liegt ein Buch, das ist die Bibel, aus der der Vater noch zum Schluß und Anfang den einen Abschnitt, viel



erger bi
der Jesu
rücklich
on ihm
ungewo
es lang
es Jap
seiner
r schon
gehofft
phoren!
oham an
ht sie tu
nge roll
n ein spi
ß, und d
gen ihm
ist.
ager hat
Defäng
ferman
d. Mar
Der, me
r dard
raupst
leben, u
es Gm
el der
ffnung
ujabre
n, als
Defäng
Jahr.
n Wenig
ner, ist
eum d
seine
er Zeit
n der
te, und
die erst
age, me
und, me
tal ob
abend
en sie,
ihre
gar ein
das
ei ein
er nach
hau.

leicht den 90sten Psalm, vorlesen will. Und in der That, es ist die Frage, ob diese drei Leute, trotz dem Kummer um den Sohn in der Fremde, sich heute nicht fröhlicher, jedenfalls aber gottbefohlener zu Bette legen, als tausend Andere. Ihnen brauchen wir kein glücklich neues Jahr zu wünschen, der Herr gibt's ihnen auch ohne unsere Bitte.

Verschiedenes aus der Welt

1.

Die Bewohner einiger Inseln im stillen Weltmeer erzählen sich die Erschaffung ihrer Inseln so, daß der große Gott einst in jenen Meeren gefischt habe, daß dabei seine Angel stecken geblieben und er auf diese Weise ihre Inseln hervorgezogen habe. Als er aber die Inseln bis zu ihrer jetzigen Höhe heraufgebracht, sei ihm der Angelhaken gebrochen; deswegen seien es nur Inseln geblieben während sie sonst große Länder geworden wären.

Nach einer andern Erzählung habe er große Steine aus dem Himmel herabgeworfen, und daraus habe seine Tochter Inseln gemacht. Darauf habe sie allerlei Pflanzen angelegt und unter andern auch den Weinstock, aus dessen Stamme dann der große Gott den Menschen bildete.

2.

Die Eichel ist an manchen Orten der Erde nicht wie bei uns eine Nahrung für Schweine, sondern für Menschen. Freilich gebraucht man dazu nicht unsere in nördlichen Erdgegenden wachsende bittere Eichel, sondern eine süßere Art, welche in südlichen Ländern sich findet.

Die alten Römer erzählen uns von Völkern, die acht Monate im Jahr von Eicheln lebten. In Spanien und Portugal werden sie jetzt noch vielfältig zur Nahrung benützt. In Griechenland und Kleinasien bringen die Landleute solche Eicheln in Menge auf die Märkte, welche dann in Döfen gekocht und wie Kastanien gegessen werden. In Mittelasien wachsen fingerlange süße Eicheln, welche allenthalben gegessen werden. Ebenso ernähren sich auch in Afrika manche Völker von dieser Frucht.

Im Jahre 1709, in welchem eine schreckliche Hungersnoth in Frankreich herrschte, wurden selbst unsere Eicheln zu Brod gebacken, was aber schlecht schmeckte.

Aus Kleinasien werden jährlich bedeutende Massen süßer Eicheln ausgeführt, so daß nur

aus dem Seehafen von Smyrna jährlich für anderthalb Millionen Gulden in den Handel kommen. Der Zentner kostet 5 bis 6 Gulden.

3.

Die Nordamerikaner sind ein gar erfindersches und unternehmendes Volk. Die meisten Niederlassungen liegen an den Ufern der Flüsse, aber natürlich meistens weit von einander. Da haben nun die Amerikaner mancherlei Dinge und Anstalten und Einrichtungen auf dem Wasser auf Schiffen erbaut und fahren damit stromauf, stromab, von Ort zu Ort, wie etwa der Hausirer oder der Tyroler bei uns mit seinem Pack auf dem Rücken.

So haben sie auf Schiffen Kirchen gebaut und bringen auf diese Weise Gottes Wort mit Dampf wohin man es verlangt. Versteht sich, daß das Predigthören da Geld kostet.

Sie erbauen auf Schiffen Schauspielhäuser und wandern so damit zu Wasser von Station zu Station, wo sie glauben Schaulustige zu finden. Auf andern Schiffen sind Wirthshäuser errichtet und da kommt das Wirthshaus zum Durstigen, der Durstige braucht nicht zum Wirthshaus zu kommen, denn dazu nimmt sich ohnedies der fleißige Amerikaner keine Zeit. Andere Länder, andere Sitten.

In der neuesten Zeit haben sie auch eine schwimmende Glashütte erbaut. Da wird bei Nacht angehalten, geschmolzen, Glas geblasen und geformt und am Morgen am nächsten Orte verkauft.

4.

Der Alligator, eine Art Krokodil, jedoch kleiner als das ägyptische, nämlich 12 bis 20 Fuß lang, lebt in vielen Gewässern und Sümpfen Amerika's und Afrika's. Das Thier ist im Großen gebaut wie eine Eidechse, mit harten Schuppen bedeckt, zu Land zwar etwas unbeholfen, aber im Wasser desto flinker; es ist im Stande, einen Menschen, ein Kalb und dergleichen ohne große Beschwerde zu verschlingen.

Ein Reisender beschreibt die Jagd eines solchen Thieres in folgender Weise:

Der Jäger oder Fischer tödtet ein Ferkel, steckt der Länge nach einen ziemlich starken Knüttel durch dasselbe, schneidet den Bauch auf und befestigt dort an den Knüttel eine 8 bis 10 Fuß lange Kette, die noch durch einen Strick am andern Ende verlängert ist. Nun begibt sich der Fischer mit zwei eisernen Lanzen in ein Boot, fährt mit demselben in den Strom und wirft sein Ferkel in's

Wasser, behält aber das Ende des Strickes in der Hand.

Bald darauf kommt ein weit aufgesperrter Rachen über das Wasser empor und schluckt das Ferkel hinab. Unterdessen bindet der Mann im Rahne das Ende des Strickes an demselben fest und befestigt auch seine Spieße mit langen Seilen an sein Boot. Das Thier unter dem Wasser zieht nun das Schiffchen bald hier bald dorthin im Strom; bald aber verspürt es den Knüttel im Magen, oder das Zerren am Strick und streckt den Kopf über das Wasser heraus. Diesen Augenblick benützt der rasche Fischer und schleudert ihm die Lanze nach dem Kopf. Das Thier bleibt wieder eine Zeitlang unter Wasser, kommt abermals zum Vorschein mit aufgesperrtem Rachen und erhält wieder einen Lanzenwurf. In dieser Noth zerrt das Thier heftiger an dem Seile, der Fischer stürzt wohl einmal kopfüber in's Wasser, aber eben so schnell ist er wieder im Schiff auf den Beinen und zielt mit der Lanze. So währt der Kampf oft anderthalb bis zwei Stunden fort, bis die Kraft des Thieres ermattet, der Fischer das Boot gegen das Land treibt, schnell herausspringt und den Strick an einem nahen Baume festbindet. Von hier aus zieht er das Thier mehr an's Land und gibt ihm bequem den letzten Gnadenstoß.

Der zerstreute Professor.

Der Herr Professor So und So, der Name thut nichts zur Sache, war ein grundgelehrter Mann; er verstand allerlei fremde Sprachen, und wenn es galt, ein recht gelehrtes Buch zu schreiben, von dem freilich gar Viele, die es lasen, blutwenig verstehen mochten, so gelehrt war es, da thut's ihm kaum Einer gleich im lieben deutschen Vaterlande, das doch so viele grundgelehrte Männer zur Welt gebracht hat.

Leider aber ging es dem Herrn Professor gerade wie es etwa dem lieben Vaterlande im Großen geht; wenn er hinter dem Schreibtisch oder hinter dem warmen Ofen hervorkam, so ließ er alle seine Gedanken dort hinten und in der weiten Welt und im Leben konnte er sie nicht mehr zusammenbringen. Da war er gar vergeblich und zerstreut, und wenn nicht seine alte Haushälterin, denn der Mann war zu allem Unglück noch ein alter Junggeselle, ihn allemal, ehe er zur Thür hinausging, noch vorher gemustert und gestriegelt hatte, so lief er wie eine wahre

Bogelscheuche durch die belebten Straßen der Hauptstadt.

Wenn er so in den Saal unter die Studenten trat, und rechts einen Stiefel und links einen Schlappen an den Füßen, oder die Hosen über die Unterhosen anzuziehen vergessen hatte, oder wenn er im Schlafrock oder gar in der Schlaffappe auf den Lehrstuhl hinaufging, da dachte wohl mancher junge Student, der ihn zum ersten Mal sah: Hollah, bei dem Alten ist's auch nicht ganz geheuer unter der Klappe. Es kannte ihn aber Jedermann und so hatte man sich bald an seine Sonderbarkeiten gewöhnt.

Einmal war er dann zum Essen eingeladen worden von dem Herrn Obergvogt oder Stadtdirektor und der hatte einen Sohn, der eben erst eine Anstellung als Assessor beim nächsten Amt erhalten hatte.

Mein Professor läßt sich, weil's denn doch eine absonderliche Gelegenheit ist, von der Haushälterin besonders aufspuzen, sie bürtet ihm den altmodischen Frack fein säuberlich aus, bläst ihm die Federn aus den Haaren, zieht ihm die Hosen über die Stiefel herab, und binder's ihm noch beim Fortgehen auf die Seele, doch ja die Zeit und auch die Gratulation zu der Anstellung des Söhnleins nicht zu vergessen.

Vor dem Essen will er noch ein Bißchen vor dem Stadthor spazieren gehen; wie er aber hinaus kommt in's Freie, vergißt er die Welt um sich, und denkt bei sich selber nach über das Buch, an dem er gerade schreibt, und kommt so immer weiter von der Stadt hinweg. Paus! da rennt er an einen andern, der, wie es scheint, nicht viel weniger in Gedanken ist, als er selber. Ei gehorsamster Diener, Herr Stadtpfarrer, wohin so eilig? Ich bin zum Essen eingeladen beim Kreishauptmann, antwortet ihm dieser, und habe mich etwas verspätet. Ei seht doch, sagt der Professor, ich bin ja auch eingeladen, und kehrt um und geht ruhig mit seinem Nachbar weiter, — aber nicht zum Obergvogt, sondern zum Kreishauptmann.

Wer aber selbst von dieser Verwechslung in seiner Zerstretheit nichts merkte, das war unser Professor.

Der Stadtpfarrer spricht beim Eintritt das Gewöhnliche, der Professor ebenso.

Die Frau Kreishauptmännin macht gewaltige Augen über den neuen unerwarteten Gast, aber der Herr vom Hause, der wohl denken mochte, der Herr Professor habe wieder sein schwaches

Stündlein, gab seiner Frau ein Zeichen, und so war's gut. Man setzt sich zu Tische und der Professor läßt sich's schmecken. Nur mit dem Wein hatte er besonders Unglück, denn er hatte statt der Weinflasche die Essigbouteille erwischt, und da es ihm vorkam, als sei des Herrn Kreishauptmanns neuer doch etwas zu herb, so langte er nach dem andern Fläschlein und wollte sich beim alten gütlich thun, aber das war das Delfläschlein. Er versucht's, spuckt's auf den Boden, wozu die Frau Kreishauptmännin ein bitterböses Gesicht schneidet, stellt sein Glas wieder hin und hat schon wieder vergessen, daß er vom Legen im Glas hat. Der Herr Kreishauptmann stellt ihm, ohne daß er's merkt, ein anderes Gläslein vom besfern hin, und das tranf er denn ohne weiteres Bemerkten.

Der Briefbote bringt dem Hausherrn einen Brief, er liest ihn schnell durch und sein Gesicht verfinstert sich zusehends, denn in dem Brieflein stand, das liebe Söhnlein, das in der Universitätsstadt studierte, habe sich etwas zu sehr mit der Polizei eingelassen, und diese habe ihn deßhalb etwas zum Nachdenken und zur Abkühlung in's Trockene gesetzt.

Von unserm Sohn, sagt der Hausherr, und gibt seiner Frau den Brief. Das hört der Professor und erinnert sich an die Ermahnung seiner alten Lisbeth und steht auf und rückt sein schwarzes Käpplein und spricht: „Ich erlaube mir, Euer Gnaden meinen gehorsamsten Glückwunsch dazubringen zu der schönen Versorgung, die Ihrem Herrn Sohne zu Theil geworden. Solch einen Platz hat er schon längst verdient, sowohl er selbst, als sein würdiger Herr Vater, von wegen seiner absonderlichen Verdienste um's Vaterland. Möge er nur lange und in Gesundheit das wohlverdiente Mäßlein genießen, das ihm zu Theil geworden.“

Der Stadtpfarrer stupft ihn unter dem Tisch und mit dem Ellenbogen, die Frau Kreishauptmännin sperrt die Augen auf und meint, der Mann sei plögllich überschnappt, sogar der Kreishauptmann kann sich das Ding nicht zusammenreimen, da geht die Thüre auf, die alte Lisbeth stürzt athemlos herein und sagt, der Herr Stadtdirektor habe schon dreimal geschickt, ob es denn dem Herrn Professor noch nicht gefällig wäre, zum Essen zu kommen. Jetzt löste sich das Räthsel. Der Stadtdirektor mußte eben allein speisen, und der Professor, der beim Kreishauptmann noch gar munter wurde, besonders seit er das

rechte Gläslein hatte, ging Abends recht vergnügt nach Hause, freute sich der schönen Rede, die er an den Stadtdirektor gehalten hatte von wegen des Assessors (denn er hatte schon wieder vergessen, daß er beim Unrechten gespeist) und konnte nicht begreifen, warum ihm seine Lisbeth unter einer derben Strafpredigt die Pantoffeln holte und den Schlafrock.

Wie man sich täuschen kann.

Kommt auch einmal ein junges Pärlein dahergefahren in einer schwergepackten Kutsche, denn sie machten ihre Hochzeitreise, und das Weiblein hatte natürlich viele große und kleine Schachteln bei sich, wie das alle vornehmen Damen thun, wenn sie nur bis zur nächsten Poststation verreisen.

Sie waren zwar jüdischen Glaubens, aber wer sich nicht genau darauf verstand, konnte sie wohl auch für gute Christen halten. Wie sie so gegen das nächste Dorf kommen, so lauft ein Bublein vor ihnen her dem Dorfe zu, und wirft sein Käpplein in die Höhe und schreit was es schreien kann: Er kommt, er kommt! Da frachts vor dem Dorfe draußen aus Raggenköpfen, daß die Pferde schier scheu werden, und daß das ebräische Ehemännlein leichenblaß wird und aufschreit: Au wei, Rachel, 's hot ebbes geschossen, hast du nichts pfeifen gehört? Und kaum hat's gekracht, so fängt's an zu läuten mit allen Glocken und der Herr Schulmeister mit der lieben Schulsjugend im Sonntagsstaat zieht demüthiglich daher und singt ein gar rührend Liedlein zum freundlichen Gruß, und der Herr Bürgermeister im frischgebürsteten Dreispiz und hinter ihm drein die ganze Bürgerschaft, Klein und Groß, Jung und Alt, Mann und Maus verneigen sich alle gar sütsamlich, und ein Jüngferlein wie Milch und Blut tritt heraus und sagt ein schönes Gedicht her, das der Herr Schulmeister selber gemacht hatte, und übergibt's der Rachel.

Noch hatte sich das Ehepärlein von dem Schrecken von wegen dem Krachen nicht erholt, und der Sohn Jakobs blickte bald rechts bald links zur Kutsche hinaus, ob's nicht mit dem Krachen wieder lösginge. Die Leute meinten, er grüße sie gar freundlich und schrien überall aus vollem Halse: Er lebe hoch, er lebe hoch!

Was war da zu machen? Die Leute müßen's uns ansehen, daß wir Neuvermählte sind, und reiche Leute obendrein, drum wollen sie uns eine

Ehre anthun, Rachel, dir und mir, und unserm Geldbeutel. Wir müssen nun schon in den sauern Apfel beißen und etwas springen lassen.

Also am nächsten Wirthshaus läßt er halten, so daß die Leute einander verwundern angucken und denken: das muß ein sauberer Vogel sein, der erst in's Wirthshaus geht, ehe er an's eigene denkt!

Im Wirthshaus, im Hof, im Garten, lagert sich Jung und Alt und thut sich gütlich beim Gläslein Guten, das der Neuangekommene so freigebig füllen läßt, daß bald die Meisten, denn es war am Sonntag früh, nicht mehr recht wußten, wer Koch oder Kellner war. Der Herr Schulmeister hatte sich zu dem Neuangereisten gemacht und hatte ihm allerlei vorgeschwätzt von der Schule und Kirche, von Kirchenzucht und Kirchenregiment, von dem freundlichen Zusammenwirken in ihrem Berufe, daß es dem Sohne Jakobs im Kopfe herum ging, wie ein Uhrwerk, und er bei sich selber dachte: Alter, entweder bist du ein Narr, oder ich bin einer!

Da läutet's plötzlich auf dem Kirchthum, die Leute sehen den fremden Herrn an, der aber rührt sich nicht, der Schulmeister stupft ihn sanft und sagt: Herr, es läutet schon zur Kirche! Ja, ich hör's, aber er rührt sich nicht. Der Schulmeister weiß nicht flug daraus zu werden, steht auf, um mit dem Bürgermeister zu reden. Der Löwenwirth aber, der ein feiner Kauz war, und dem die Sache schon lange halb verdächtig war, winkt unserm Ebräer bei Seite, führt ihn in ein Seitensübchen und sagt ihm in's Ohr: Herr, bezahlen Sie Ihre Zeche und machen Sie sich aus dem Staube. Wir erwarten heute unsern neuen Herrn Pfarrer, und da haben die guten Leute Sie dafür angezehen, und Sie haben die Ehre angenommen, als Ihnen zugehörig. Eben ist aber der wahre Herr Pfarrer auf einem Wägelein mit Weib und Kind hereingefahren und hat schon zur Kirche läuten lassen. Halten Sie sich verborgen, ich will Ihnen aus der Noth helfen, sonst könnte es noch einen Abschied segnen, schlimmer als der Empfang.

Wie aus den Wolken gefallen stand da unser Sohn Jakobs, aber er ließ sich des Wirthes Rath nicht zweimal sagen.

Also geht der Löwenwirth hinaus zu den Leuten und sagt ihnen: Der Herr Pfarrer läßt der Bürgererschaft seinen verbindlichsten Dank sagen für den freundlichen Empfang, er bittet Euch jetzt ordentlich zur Kirche zu gehen, wo er noch des Weiteren davon reden wird.

Damit war das Volk zufrieden, Alles ging zur Kirche, das junge Ehepaar aber setzte sich in die Kutsche und fuhr so still wie möglich um's Dorf herum und fort.

Als nun aber der wahre Herr Pfarrer, der unterdessen selber von der Geschichte gehört hatte, auf die Kanzel trat, und ihnen gleich zu gutem Anfang wegen ihrer Dummheit ordentlich den Text verlas, da merkten sie's, aber freilich zu spät, daß man in der Welt immer zweimal sehen und zweimal hören muß, ehe man etwas für baare Münze einsteckt.

Bete und arbeite.

Vor nicht gar langer Zeit hat der blinkende Bote einen Leineweber gekannt, der war sein Leben lang ein lustiger Geselle. Wenn er sich an die Arbeit setzte, so wurde ihm gar bald der Webstuhl zu hart und das Schifflein zu schwer, und er hatte gar oft am Vormittag so fleißig gearbeitet, daß er um 10 oder 11 Uhr bei einem halben Schöpplein Wein sich Appetit holen mußte für sein Mittagessen. Da ging es denn natürlich auch nicht sonderlich vorwärts im Hauswesen, aber doch von Jahr zu Jahr im Schuldenmachen und in der Armuth.

Der Mann hatte eine tugendhafte und gottesfürchtige Frau, und wenn ihm diese einmal ernstlich in's Gewissen reden wollte, und ihm vorstellte, was in der Zukunft aus ihnen werden sollte, und besonders aus ihren armen Würmlein, deren sie fünf hatten, so wurde er ungeduldig und fuhr sie hart an oder ließ es gar die armen Kinder entgelten. Gemeinlich ging er dann fort ins Wirthshaus, trank im Zorn einen oder auch mehr Schoppen über den Durst, und wenn er heimkam, so setzte es Lärmen und Toben, wo nicht gar Schläge.

Zwar wollte der guten Frau das Herz verbluten, wenn sie das Elend ansah und ihrer armen Kleinen gedachte, aber sie trug es mit Geduld, und ihr einziger und bester Trost, wenn sonst Alles nichts helfen wollte, war ein stilles frommes Gebet um Kraft von oben, und ein Stündlein stiller Erbauung aus dem göttlichen Worte. Wenn sie dann ihre Kinder unter solch frommer Andacht zu Bett gelegt, und sich selbst den Armen des Schlafes vertraut, so träumte sie von künftigen schönern Tagen und erwachte fröhlich und neugestärkt zur harten Arbeit des Tages.

Denn mit harter Arbeit für andere Leute vom frühen Morgen bis zum späten Abend verdiente

stetig zur Noth das tägliche Brod, aber dennoch wollte es immer und überall nicht reichen, und ein Stücklein Feld nach dem andern mußte verkauft werden.

Dem Leineweber, der bisher um kein Härlein anders geworden war, wurde es doch so nach und nach etwas bedenklich zu Muthe, und er dachte nun wohl von selber manchmal bei sich: Friedrich, was wird aus dir werden und aus den Deinen? Aber der böse Geist der Sünde packte ihn wieder, und der alte Tanz ging wieder an.

Eines Tages, an dem er fleißiger arbeitete als gewöhnlich, sprach er zu seiner Frau: „Christinchen! bis heute Abend liefere ich das Stück ab, mit dem ich bald fertig bin, und das wird mir ein hübsches Stück Geld bringen.“

„So Gott will,“ sprach die fromme Frau, „wird uns das zur Zahlung des Ackerzinses helfen, der ja lange schon verfallen ist.“

„Was! so Gott will! ob Gott will oder nicht will, ich mache fertig, streiche das Geld ein, und — morgen ist Jahrmarkt in B., da gibt's für barte Arbeit einen lustigen Tag. Der reiche Nachbar kann mit seinem Ackerzins noch warten.“ „Friedrich, verständigedich nicht an Gott,“ spricht Christine mit einem tiefen Seufzer, der Mann aber piff ein lustig Trinkliedlein, und will in einer Stunde fertig sein; er treibt das Schifflein im Fluge durch die Fäden, aber es fliegt ihm durch die Finger und unter den Stuhl. Der Weber, ärgerlich über den Aufenthalt, steht zornig auf, bringt die Füße dabei zwischen die Fußlatten, und bricht das rechte Bein morsch ab.

Jetzt war's freilich aus mit dem Fertigmachen und Geldholen und Jahrmarktstanz, der Doctor wurde gebolt, und der lustige Bruder mußte im Bette, das freilich auch nicht gar weich war, und das er jetzt gerne mit dem Webstuhl vertauscht hätte, bedenken lernen, daß der Mensch allein nichts vermag.

Nur hie und da, wenn er verzweifeln wollte in seinen Schmerzen und in seiner Noth, sprach ihm Christine Anfangs mit einem frommen Sprüchlein zu. Erst that er, als hörte er's nicht, dann schien ihm die Sache doch so übel nicht, dann ließ er sich wohl auch ein Kapitel, wie er sagte zum Zeitvertreib, aus der Schrift vorlesen. Er fand, daß seine Frau so gar lieblich und beweglich zu lesen verstände, und als er endlich selber das Buch zur Hand nahm, fand er, daß es im Buche selbst so gar lieblich und beweglich zu lesen sei. Wie wenn eine warme Frühjahrs-sonne da und dort den Schnee schmelzt, und die Erde erweicht, da und dort ein grünendes Gräs-

lein, und ein fruchtbares Knösplein aus dem Boden lockt, so war es ihm zu Muthe in seinem Herzen.

Keiner seiner früheren Zechbrüder besuchte ihn am Schmerzenslager, aber seine so hart und bitter gekränkte Frau war um ihn wie ein heilender Engel, und Gott, den er so oft verhöhnt und gelästert, offenbarte erst jetzt an ihm seine allerbarmende Langmuth und Gnade.

Nach 6 Wochen war er geheilt, an Leib und Seele geheilt, das Stück war noch am Webstuhl, und mit den Worten „so Gott will, wird's heute fertig werden,“ fing Friedrich wieder an zu weben.

Jetzt war alles anders geworden. Der Webstuhl war nimmer zu hart, der Morgen nimmer zu lang zur Arbeit, der Tag oft zu kurz dazu. Da er ein geschickter Arbeiter war, und ihn alles von der Hand ging, da Christine mit treuem Fleiß ihm zur Seite stand, und selbst die Kinder frühe zum Fleiß gewöhnt hatte, so hatten Gott und gute Menschen ihr Wohlgefallen an der braven Familie, der Segen kam, wie immer, mit der treuen Arbeit in's Haus, und vor wenigen Jahren hat der Bote den alten Leineweber zum letztenmale besucht, und sich diese Geschichte nochmals von ihm erzählen lassen.

Merke: Wenn der Mensch nur recht will, aber ernstlich und fest das Gute will, so will Gott immer auch, und

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht,
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Auch etwas vom Kopfabschneiden.

Vom Fußabschneiden kann der hinkende Bote zwar erzählen, aber vom Kopfabschneiden, Gottlob! bis dato noch nicht. Zwar hat Mancher schon den Kopf verloren, und auch dem Boten ist vielleicht zuweilen so eine menschliche Schwachheit passirt, aber er hat ihn am Ende doch behalten, den Kopf, und das war gut. Denn mit dem Stelzfuß, lieber Leser, und selbst mit dem andern von Fleisch und Bein ginge das Erzählen schlecht, und wenn er auch nur wieder zu erzählen brauchte, was er von Andern gehört.

Wie es nun sehr geschickte Jäger gibt, besonders wenn sie dir selber davon erzählen, wie sie einen Hirsch durch das linke Ohr und den linken Hinterlauf zugleich geschossen haben, oder wie sie zwei Hasen mit den Ohren zusammenpfechtirt haben mit dem Siegelack, das noch am Papier-

stopfer war, so sage ich, gibt es auch sehr geschickte Kopfabsteher. Mein Nachbar, der Feldprobt, der gar reich ist an lustigen Scherzen, und dem's ein Kleines ist, wenn so ihrer zehn bis fünfzehn beisammen sitzen, einem Jeden sein Schlemplein anzuhängen, der hat mir letzt hin ein oder zwei Stücklein erzählt, die ich dir, lieber Leser, wieder erzählen will.

Also sitzt ein armer Sünder mit verbundenen Augen auf dem schlimmen Stuhle, von dem er nicht wieder aufstehen soll, wenigstens nicht mit dem Kopf. Er hat schon ein Duzend Mal die Bußgebete hergesagt. Wenn's denn doch einmal sein muß, denkt er bei sich selber, daß ich in den sauern Apfel beißen soll, nun so ist mir's recht, je eher, je lieber. Noch aber reißt der Lebensfaden nicht ab, wohl aber dem armen Schelmen die Geduld.

Herr Hochnothpeinlicher und Vielvermögender, ruft er endlich bittend, ziehen Sie, ziehen Sie doch gefälligst bald vom Leder!

Da schmunzelt der Scharfrichter in gerechtem Künstlerstolze. Schon längst ist Alles abgemacht. Belieben Sie nur, Verehrter, mit dem Kopf ein Bißchen zu schütteln! Gesagt, gethan, er schüttelt, und vor die Füße fällt ihm das Haupt.

Sitzt ein andermal solch ein Todeskind an einem eisig kalten Wintertage auf dem vierfüßigen Grenzstein zwischen Zeit und Ewigkeit. Seine Uhr ist abgelaufen, und auch die nahe Stadtuhr sagt ihm, daß schon über eine Viertelstunde seine fatale Sitzung dauere.

Auch dieser arme Sünder spricht mit Mitleid heischendem Tone: Geben Sie doch, Herr Kopfabsteher, unserer Angelegenheit die möglichste Beschleunigung.

Nicht möglich, war die Antwort. Einer Ihrer Herrn Leidensbrüder, der sich ebenfalls meiner Kunst anvertraut hat, hat gegründeter Ansprüche auf meine Beförderung. Gehen Sie unterdessen in den rothen Döfen, setzen Sie sich an den warmen Ofen, essen Sie ein Würstlein und trinken Sie dazu ein Schöppllein 1834er Markgräfler. Wenn es Zeit ist, will ich Sie rufen lassen.

Er geht, setzt sich an den Ofen, ißt und trinkt. Aber der schnelle Wechsel von kalt und warm zieht ihm den Schnupfen zu. Er nießt, schneuzt, zieht und an der Nase wirft er seinen Kopf in die Stube hin.

Nur dieser Kopfgeschichte wegen nicht gleich auf den Kopf gestanden, lieber Leser! Das Ding geht ganz natürlich zu. Der Kopfabsteher

war ein gütiger Herr. Auch dieser Kopf war schon vorher ab. Bei der strengen Kälte aber war er schnell an den Hals wieder angefroren. Im Wirthshaus aber, am warmen Ofen, war alles wieder aufgethaut, und ihm so der Kopf mit der Nase in den Fingern geblieben.

Merke: Wenn vom Kopfabsteher die Rede, so muß natürlich der Kopf dabei sein, besonders beim armen Delinquenten, aber nicht nur der arme Sünder, sondern auch der Leser muß den Kopf auf dem rechten Fleck haben, vornehmlich wenn er eine Geschichte liest, die der Feldprobt erzählt hat, denn, wenn der keinen Bären aufbindet, der muß früh aufstehn.

Merke aber zweitens: In unseren Zeiten, wo gescheiterte Leute, als du und ich, lieber Leser, schier den Kopf verlieren, da gilt's besonders, daß du den Kopf auf dem rechten Fleck behaltest, und fest und gerade hältst, denn die Kopfhänger haben den Kopf schon halb verloren, und wenn's darnach kommt, so werfen sie an der eigenen Nase ihren eigenen Kopf hinter den Ofen, und hinter'm Ofen haben schon mehr Leute den Kopf verloren als vom Scharfrichter. Aber, und das ist doch am Ende die Hauptsache, auch das Herz muß auf dem rechten Fleck sitzen, denn vom Herzen geht das Blut in den Kopf und in alle Theile des Leibes, und gesundes Herzblut macht alles Andere gesund.

Item wenn du dem Feldprobt seine letzten Worte glaubst, so hast du dir sicherlich keinen Bären aufbinden lassen.

Die betrogene Polizei.

In der Stadt London war ein Polizeibeamter, der galt für den feinsten Kauz der ganzen Junst, denn er hatte schon oft das Sprichwort zur Wahrheit gemacht:

Es ist nichts so fein gesponnen,
's kommt doch endlich an die Sonnen.

So meldet ihm auch einmal der Polizeidirektor, es sei ein gefährlich Bürschlein, das seinen Herrn, den Kaufmann So und So, um etliche Tausend Pfund Sterling (12 fl.) betrogen und sich bisher unschuldig gemacht habe. Der Polizeimann läßt sich das nicht zweimal sagen, und richtig, in zwei mal vierundzwanzig Stunden hat er den Spitzbuben ausgekundschaftet. Er begibt sich in ein kleines Häuschen in einem finstern Gäßchen, verstellt Thür und Thor und will nun den

Bogel aus dem Nest ausheben. Aber der war leider ausgeflogen und trotz allem Suchen vom Keller bis unter die Dachsparren nirgends zu finden.

Der Häfcher zieht mit langem Gesicht ab, aber die Hoffnung gibt er nicht auf, und schon nach einigen Tagen erfährt er, der Flüchtling habe sich in den nächsten Seehafen begeben, und wolle von da mit nächster Schiffsgelegenheit seine Beute nach Amerika schaffen. Der Polizeimann setzt sich auf die Eisenbahn, kommt am Abend an Ort und Stelle, und am folgenden Morgen soll das Schiff abgehen. Des andern Tages bestellt er in der Nähe des Hafens ein Boot mit einigen starken Ruderern; gleich haben sich unter den Umstehenden fünf gewandte Bursche gefunden, darunter besonders Einer, der dringend bat, man möchte ihn auch mit an dem kleinen Verdienst Theil nehmen lassen. Dann wartet er, bis nach und nach alle Reisenden an Bord des großen Schiffes gestiegen, springt in's Boot und läßt dem Schiff zufahren. Dort zeigt er seinen Ausweis vor, und der Schiffskapitän stellt ihm die ganze Einwohnerschaft des schwimmenden Hauses vor, vom Steuermann bis zum kleinsten Schiffsjungen. Aber er sucht vergebens unter ihnen nach dem Ausreißer. Alles im Schiffe vom untersten Schiffsraum bis zum Mastkorb wird durchsucht. Alles umsonst. Da steigt er mit höchst mißvergnügtem Gesichte wieder in seinen Nachen, stützt den Kopf bedenklich in die Hand und läßt sich gemächlich dem Lande zutreiben. Vor dem Aussteigen aber sieht er sich unter seinen Ruderern um, und siehe da, es ist einer weniger als beim Ausfahren, nemlich der, der sich so gewaltig um einen Antheil an dem Fährlohn bemüht hatte. Da zuckt's ihm plötzlich wie ein Blitz durch den Kopf; er erinnert sich, daß beim Abstoßen vom Schiffe einer seiner Ruderer auf die Schiffstreppe gestiegen war, und selbst dem Nachen einen Stoß mit dem Fuße gegeben hatte. (S. die Abbild.) In jenem Augenblick war er so in Mißmuth über den fehlgeschlagenen Fang versunken, daß ihm dies nicht aufgefallen war; aber jetzt war's ihm klar, der Ruderer, der in seinem eigenen Nachen mitgefahren war, hatte sich als Schiffsknecht verkleidet und war ihm so glücklich als blinder Passagier durch die Finger gegangen.

War er vorher verdrießlich über den Wegergang auf dem Schiffe, so war er jetzt noch viel ärgerlicher.

In dieser Stimmung schritt er so am Hafendamm auf und ab und blickte hin nach dem Schiffe,

das unaufhaltsam in blauer Ferne verschwand. Da, auf einmal dreht sich der Wind und bläst gegen das Land her. Wenn er so fort weht, so muß das Schiff wieder herein in den schützenden Hafen.

Vorher aber muß es noch eine geraume Zeit draußen umherfahren, bis es an den Klippen vorbei glücklich an's Land einlaufen kann. Das dauert noch zwei gute Stunden, sagt ein alter Matrose, der neben ihm sitzt und fleißig Tabak kaut, und in dem er einen seiner früheren Ruderer wieder erkennt. Nun! denkt der Polizeibeamte, der seit dem frühen Morgen auf den Beinen war, da hat's noch Zeit, und geht in ein Wirthshaus in der Nähe und läßt sich ein Gläslein reichen für die ermatteten Lebensgeister; es schlägt eben 4 Uhr auf der großen Wanduhr. Wie er so breit hinterm Tisch sitzt und am Gläschen supft, zieht er seine Uhr heraus und sagt so im Stillen mit sichlichem Wohlbehagen vor sich hin: Diesmal soll er mir nicht entwischen, kommt er in den Hafen, so muß er's pssig anfangen, wenn er mir an's Land schlüpft; präcis um halb 6 Uhr bin ich auf dem Posten. Also setzt er sich besser in den Sitz, legt sein Haupt an die Wand und denkt: So ein kleiner Nucker wird nichts verschlagen, bin ich doch wachend und schlafend ein Mann nach der Uhr.

Und richtig, in Kurzem schnarcht und brummt er so lieblich, wie ein Steinkohlenofen, wenn er rechten Zug hat. Es möchte so 5 Uhr sein, da schleicht ein alter Bursche, der bisher still hinter'm Ofen gefessen und Niemand anders war, als unser alter Matrose mit dem Tabackknollen in der Backentasche, zu dem brummenden Schläfer, zieht ihm leise die Sackuhr aus der Tasche, richtet sie auf halb 5 und praktizirt sie wieder an Ort und Stelle.

Der Schläfer, der wirklich ein Mann nach der Uhr war, athmet bald darauf tief auf, stellt das Mühlrad in seiner Nase in Ruhe, streckt Arme und Beine von sich und sperrt zugleich das Maul auf wie ein Kirchenfenster.

Bedächtlich zieht er sein Uhr aus der Westentasche, hält sie an's Ohr, ob sie richtig forthämmert, und da es erst halb 5 Uhr ist, legt er sie vor sich auf den Tisch und verfällt in Kurzem wieder in die frühere Melodie. Um halb 6 kommt der gute Freund wieder hinter'm Ofen vor, richtet des Schläfers Uhr abermals um eine gute halbe Stunde zurück, schleicht sich leise zur Thür hinaus und in den Hafen.



Hinf. Bote 1852.

D

Da stand das große Schiff richtig in der Nähe, und vom Land stieß das Boot wieder ab mit dem alten Tabaksfauer, und holte drüben an der Schiffstreppe den guten Freund. Pfeilschnell ging's dem Lande zu und in Zeit von einer Viertelstunde waren beide Schlauföpfe in dem nächsten Gäßlein verschwunden.

Der Schläfer erwachte unterdessen auch. Auf seiner Uhr war's dreiviertel auf sechs. Also zahlt er seinen Schluck und eilt an die Schiffslände. *Ala*, denkt er, da komm ich eben recht! Der alte Matrose aber war wieder da; der merkt, warum der Polizeidiener so scharf nach dem Schiffe blickt und einen Nachen sucht. *Guter Freund*, sagt er, ist eure Uhr stehen geblieben? Es ist ja schon sieben Uhr vorüber und das Schiff hat schon eiliche Passagiere an's Land gesetzt; sucht ihr vielleicht auch einen? Der gute Mann merkt, daß ihm eine Nase war gedreht worden, aber als kluger Mann macht er ein gut Gesicht zum bösen Spiel, geht stillschweigend seines Weges und denkt: Eine gute Lehre für ein ander Mal schadet auch nichts!

Auch ein Wort für Auswanderer.

Es hat in unseren Tagen der Zug der Auswanderung nach Amerika so gewaltig überhand genommen, daß es fast scheint, als ob das Sprüchlein Davids „bleibe im Lande und nähere dich redlich“ auf unsere Zeit nicht mehr recht passen wollte. Und wir können es wahrlich einem armen Deutschen, dem ein noch so warmes Herz für's liebe Vaterland im Busen schlägt, gerade nicht übel nehmen, wenn er sein Bündel schnürt und Abschied nimmt von der alten Heimath. Sieht es ja doch da nicht gar sonderlich freundlich aus, und wenn selbst die Gelehrten und die hohen Herren nicht mehr recht wissen, wo ein oder aus, so ist's dem schlichten Bauers- und Handwerksmann auch nicht übel zu nehmen, wenn ihm der Verstand still steht und er mit bangen Sorge hinausblinzt in die kommenden Tage. Das Heute ist ein gar trüber Tag im Vaterland, und es wird wohl noch ein schlimmes Donnerwetter geben über Nacht, bis die helle Morgensonne wieder heraufkommt über's Vaterland. Da denkt dann Mancher: „besser bewahrt als beklagt und weit vom Schuß gibt alte Kriegerleute“, und sucht im fernen Amerika sein Schäflein in's Trockene zu bringen. So ist's nun ein-

mal, und der Kalenderschreiber und Wettermacher kann eben, so gern er's thäte, da auch kein besser Wetter machen, ja sogar mit Wetterprophezeien steht er, unter vier Urgen sei's gestanden — am Stock.

So bleibt ihm denn nichts übrig, als den Landsleuten eine glückliche Reise und eine fröhliche Zukunft im neuen Vaterlande zu wünschen und nur um das Einzige zu bitten, daß sie auch dort drüben ein rechtes deutsches Herz für's alte Vaterland behalten.

Zu einer glücklichen Reise gehört aber insbesondere auch der Aufenthalt in dem Seehafen, in welchem man wartet, bis das schwimmende Haus einen aufnimmt, um dem fernen Ziele zuzusteuern. Und über diesen Aufenthalt sind schon so mancherlei und so wohl begründete Klagen eingelaufen, daß es gewiß am Platz ist, darüber ein Wörtlein zu sagen.

Am solchen Orten war bis jetzt der arme heimatlose Auswanderer wahrhaft verrathen und verkauft.

Er hatte sich auf die Aussagen der Zwischenhändler verlassen, er hoffte sein Schiff gleich betreten und frischen Herzens hinaus fahren zu können in's weite Meer. Aber wie schlimm fand er sich da oft betrogen! Das Schiff war entweder noch nicht da, oder es wartete noch auf mehr Passagiere, oder es hatte noch Mundvorrath genug, oder es hatte noch dies und das auszulicksen und auszubessern.

Da mußten denn die betrogenen Reisenden liegen bleiben und warten, und mit dem Barren ging ein mühsam aufgespartes Guldenstück nach dem andern aus der Tasche, ging der Mundvorrath, den sie für die Schiffsreise mitgebracht hatten, stärker und stärker auf die Neige.

In elenden Spelunken, in schmutzigen Höhlen wurden sie eingepfercht und mußten eine Zeche bezahlen, als wenn sie reisende Prinzen gewesen wären. Betrüger und Gauner suchten ihnen allenthalben die blutigen Sechser oder Franken aus der Tasche zu jagen, und wenn sie endlich auf dem freien Boden Amerika's landeten, so kamen sie oft aus dem Regen in die Dachtraufe, nur mit dem Unterschiede, daß dort leider nicht mehr viel an ihnen zu scheeren war, weil sie ihre beste Wolle schon in Havre oder in Antwerpen gelassen hatten.

Da hat sich nun in der Stadt Bremen eine Gesellschaft zusammengethan, um dieser Noth

zum Theil wenigstens abzuheffen. Sie haben aus freiwilligen Zuschüssen ein Kapitalchen von 80,000 fl. zusammengeschossen und davon in der Nähe des Landungsplatzes, in Bremerhaven, ein Haus gebaut, in dem die ankommenden Auswanderer gute und billige Aufnahme finden sollen. (Siehe die Abbild.) Dieses Haus heißt Auswanderungshaus, ist 117 Fuß lang und 110 Fuß tief, und bedeckt einen Raum von etwa 4 Sester oder 1 Morgen nach unserm Feldmaß.

Es enthält im untern Stock die Wohnung für die Beamten, den Inspector, den Prediger, den Verwalter, eine Küche, worin für 3500 Personen zugleich gekocht werden kann, Speisesäle, Krankenstuben und eine Kapelle, in welcher abwechselnd für Protestanten und für Katholiken Gottesdienst gehalten wird.

Im obern Stockwerke sind die Zimmer für die Auswanderer, jedes 60 Fuß lang, 40 Fuß breit und 12 Fuß hoch.

In diesen Zimmern sind Tische mit Bänken, so wie in langen Reihen abgeordnete Schlafstätten. Vor denselben sind besondere Waschkümmern, Abends und Nachts ist für die nöthige Beleuchtung gesorgt und ein Aufseher wacht in den einzelnen Zimmern.

Daneben ist ein besonderer Bau zur sichern Aufbewahrung des Reisegepäcks.

Durch steinerne Treppen und Wasserpumpen, welche in alle Theile des Hauses führen, ist gegen etwaige Feuergefähr die erforderliche Sicherheit gegeben. Für Wohnung, Nahrung und sonstige Verpflegung, die dem Auswanderer hier gereicht wird, hat er täglich 20 kr. zu bezahlen, während er für die elendeste ungesunde Bohnung und Verköstigung in Havre 56 kr., in Holland 1 fl. zu bezahlen hat.

Außerdem findet er bei den eigens dazu aufgestellten Beamten des Hauses die uneigennützigste und freundlichste Auskunft über Alles, was seine weitere Reise betrifft.

Die Bremer Schiffe sind gut, die Nahrung auf denselben reichlich, dem deutschen Magen angemessen, und wenigstens eben so billig als auf allen andern Schiffen, die Seeleute tüchtig, ihre Sprache deutsch, und der Auswanderer hat den ratenden, den sinnesverwandten Landsmann bei sich, bis er den Boden der neuen Heimath betritt.



Es geht aus allem dem hervor, daß die Reise über Bremen mancherlei Vortheile und Sicherheit darbietet, welche der Reisende in andern Seehäfen nicht findet und welche ihm den Abschied von der alten Heimath bedeutend leichter machen.

Die Reise nach Bremen ist auch von unsern Schwarzwälderbergen aus nicht umständlicher als nach Havre. Man fährt auf dem Rhein bis Köln und von da mit der Eisenbahn nach Bremen. Und somit nehmen wir denn nochmals mit deutschem Gruß und Handschlag Abschied von unsern Landsleuten, die uns und dem Vaterlande den Rücken kehren, und wünschen, daß ihnen dort drüben das Glück und die Hoffnung weniger den Rücken kehren möchte, als so oft im lieben Deutschland.

Der Winter.

Wenn es in unserer Gegend Winter wird, so machen wir uns wohl auf ein bißchen Schnee und Eis gefaßt. In den Rheinebenen, im Hüggelland ist die Zahl derer nicht gering, die sich freuen der kommenden Wintertage. Und es ist wahr, wenn's keine armen Leute gäbe, denen der lange kalte Winter ein gar unwillkommener Gast im Hause ist, so wär's bei uns damit so schlimm nicht. Hat doch das Büblein seine Freude am Schneebalkenkrieg und am Schneemannbauen, ja selbst ältere Leute treiben damit manchmal ihre Kurzweil! Und wie lustig ist's, wenn man unter'm Gellengel von Hunderten von

Schellen über die glatte Schneebahn im leichten Schlitten dahinfliegt! Wenn auch da oder dort ein Purzelbaum erfolgt, so geht's in die weichen Federbetten des Schnee's, womit der liebe Gott die Stragengräben ausgepolstert hat, man schüttelt sich ab, lacht einander weidlich aus und fliegt davon, lustiger denn zuvor. Oder wenn die Flüsse und Bäche und Seen gefrieren, und der Wanderer zu Fuß und zu Ross keine Brücken mehr braucht, um über grausige Wassertiefen zu setzen, und die Schlittschuhläufer über die durchsichtige Eisdecke gleiten, schnell wie die brausende Eisenbahn und doch so leicht wie das Vögelein in der Luft, ist das nicht ein fröhlich Leben für Jung und Alt? So harmlos und verträglich ist freilich nicht immer und überall der winterliche Gast. Nur auf unsern Schwarzwald oder Odenwald brauchst du zu gehen, und du wirst ihn da schon ein ander Gesicht schneiden sehen. Da kommt er früher anmarschirt als zu uns, und genießt erst noch eine Zeitlang von den Bergen die Aussicht in's grüne liebliche Rheinthal, ehe er zum Besuche herabschreitet an den Halben der Berge. Da setzt er sich fester auf dem Strohdache der Schwarzwaldhütte, und schläft länger im stillen Felsenbette, und deckt sich tiefer zu mit seiner stockigen Schneedecke. Und wenn die lieblichen Boten des Frühlings kommen in's Thal und ihm verkünden, daß es Zeit für ihn ist zum Aufspaden, so weicht er nur langsam und Schritt für Schritt, von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg, und erst wenn er von seinen letzten Festungswerken auf dem Feldberg, auf dem Belchen, auf dem Kandel, auf dem Ragenbuckel gesehen hat, daß sein Feind, der Frühlings, alles Land rings umher erobert hat, so schnürt er sein Bündel und bläst in den März- und Aprilstürmen so recht aus vollen Backen zum Abmarsch.

Aber er geht nicht gar zu weit von der Grenze, er hat's wie die Freischärler, er will bei Gelegenheit wieder kommen. In der Schweiz hat er höhere und festere Burgen und Bergschlösser, als bei uns, dort bleibt er sitzen und wartet auf bessere Zeiten. Da macht er's nun, wie's vor Zeiten die Herren Ritter auf ihren Raubschlössern machten; er lauert auf seinem Felsenschloß und spähet hinunter in's Thal, wen er verderbe. Aber er braucht nicht wie die Herren Ritter in eigener Person herabzukommen, es ist ihm auch nicht gerade um's eigentliche Verderben der Leute zu thun. Er will sie nur ein wenig erschrecken, er hat nur seinen gnädigen Spas mit

ihnen. Er belustigt sich nemlich zum Zeitvertreib damit, Schneeballen zu machen, freilich so groß wie vier bis fünf Häuser, Lawinen genannt, die rollt er so an den Bergwänden herunter und hat wie die Büblein, wenn sie Steine an den Halben der Berge herunterrollen, seine helle Freude daran, wenn sie rechte kirchthurmhohe Säge machen, wenn sie halbe Wälder mit sich fort reißen, wenn sie schnauben, daß man 100 Schritte davon umfällt, wenn sie poltern und krachen, daß man meinen sollte, unser lieber Herr Gott käme mit seinen himmlischen Donnerkanonen den Berg herunter.

Dieser gnädige Spas des Herrn Winters geht freilich manchmal grob aus und sehr ungnädig für die armen Erdenkinder, die ihm in den Wurf kommen

Der Wandersmann, dem ein solcher Schneeballen nachbraust, kommt schneller den Berg hinunter als ihm lieb ist, der Knabe am andern Berge klammert sich an die Felsenspitze, daß er nicht fortgeblasen wird, der Gensjäger, der das ferne Brausen hört und sieht, daß es den Weg zum Thale nimmt, wo seine Hütte liegt, legt die Hände zusammen und besiehlt Frau und Kinder in Gottes Schutz.

So war einst ein Jäger aus dem Thale hinaufgezogen in die Berge. Lange hatte er vergebens einen Gensbock verfolgt und es war Abend geworden. Da hört er plötzlich hinter sich das Krachen und Brausen einer Lawine. Mit schneller Entschlossenheit wirft er sich in eine Felsengrube neben dem Weg platt auf die Erde, und kaum hat er sich so geborgen, so braust es über ihn weg, als wenn der Himmel über ihm einstürzte. Betäubt erhebt er sich wieder, aber der erste Blick zeigt ihm, daß die Lawine gerade auf die Thaltiefe zustürzt, in welcher seine Hütte liegt. Todesangst jagt ihn vorwärts über Stock und Stein, über Felsen und Abgründe, auf bekannten Pfaden erreicht er den Ort, wo seine Hütte steht; aber er glaubt anfangs, oder will sich glauben machen, er sei irre gegangen, bis der heraustretende Mond ihm zeigt, daß eine ungeheure Schnee- und Eismasse ihm Haus und Hof begraben hat.

Sogleich holt er Hilfe im nächsten Weiler, man kommt mit Schaufeln und Hacken, man arbeitet die ganze Nacht hindurch, aber am andern Morgen war man nicht weiter gekommen, denn die harte Masse widerstand aller Arbeit. Die Nachbarn gaben die vergebliche Arbeit auf.

Der arme Vater aber will nicht davon weichen, Tag und Nacht arbeitet er fort, trotz der furchtbaren Kälte, trotz der Abmahnungen seiner Nachbarn. Nur zum Essen gönnt er sich kurze Rast; da, nach achtägiger Arbeit, sieht er den Eishaufen kleiner werden, er verdoppelt seine Anstrengung und am zehnten Tage endlich kommt er auf den Gipfel eines Baumes, welcher sich nahe an seinem Dache erhebt. Er arbeitet fort mit neuer, mit wahrer Riesenkraft, da tritt sein Kamin aus dem Eisberge heraus an's Tageslicht und in demselben Augenblick bringen auch Töne des Lebens aus der Tiefe herauf an sein Ohr. Rast, Schlag auf Schlag, wie von Riesenkräften weggeschleudert, fliegt Eisklumpen auf Eisklumpen zur Seite, das Dach öffnet sich unter des Arbeiters geschäftiger Hand und, — wer malt die Wonne des Wiedersehens? — im nächsten Augenblick liegen Weib und Kinder in seinen Armen. Thränen der unaussprechlichen Freude, aber auch Thränen des innigsten und gerührtesten Dankes gegen den großen Helfer in der Noth fließen über ihre Wangen; und der geneigte Leser hat sich wohl selber das Item aus der Geschichte gezogen, nemlich daß Gott in dem Schwachen Wunder thut, und daß der Zwerg zum Riesen wird, wenn er mit Gottes Hilfe an's Werk geht.

Die gute Antwort.

Ein naseweises Pfälzer Bürschlein fragte einmal einen Schwaben: Apropos, guter Freund, welche Bewandniß hat es eigentlich mit dem 40sten Jahre und wie ist's Euch dabei gegangen? Des will i im Hearli sage: Wea mer vierzig Jahr ält weara, so hent mer e Viertelstündli Zeit zum Gscheitweara, wea mer aber des Viertelstündli verpaffet, so sei mer hält wieder grad ä so dumm wie ihr älli.

Das vorlaute Bürschlein nahm des Schwaben Grobheit für eine Höflichkeit, steckte sie ein und ging stillschweigend seines Weges.

Ein feines Pärlein.

Liegt eine Frau auf dem Schmerzenslager und harret mit Bangen ihres Stündleins; denn das Abschiednehmen wollte ihr gar nicht recht munden. Sie hatte in ihrem Leben eine gar große Feindschaft gehabt gegen volle Gläser und deshalb einen steten Verilzungskrieg gegen volle Wein- und Schnapsgläser geführt. Das aber

hatte sie gethan in treuer Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten, denn es heißt ja: die Frau ist verbunden, ihrem Manne nachzufolgen, wo er sich aufzuhalten für gut findet; und da nun der durstige Ehemahl sich gar gerne beim Hirschwirth oder Adlerwirth aufbielt, so hatte sie als treues Eheweib ihm daselbst größtentheils Gesellschaft geleistet.

Die Schmerzen plagten sie gewaltig, und als nun wieder ein harter Anfall kam, so verdrehte sie gar herzergreifend die Augen und sagte mit einem tiefen Seufzer: „I wott, i wär' im Himmel!“ „Un i,“ sagt der gute Ehemahl, „i wott, i wär' im Wirthshus!“ „D Männle,“ sagt die Schmerzensschwester, „du witt allewil 's best für di ha.“

Wie man sich schwere Gedanken vertreibt.

Ein sonst respectabler Herr hatte wie der Herr Stadtschreiber von N. N. die Gewohnheit, daß er sich gar gern in Gedanken vertiefte, und dann kamen ihm allerlei schwere Gedanken und böse Träume, die er nimmer los werden konnte. Das klagt er einmal dem Nachbarn, der mit seinem hausbackenen gesunden Menschenverstand ihm schon manchen brauchbaren Rath gegeben hatte, und der rath ihm, er solle sich an eine körperliche Arbeit machen, um die ewigen Grübeleien darüber zu vergessen.

Also wird ein Sägbock beigebracht und eine Säge und Holz gesägt.

Da sagt der gute Mann auch wieder einmal so ganz getrosten Muthes und legt die linke Hand an den Sägbock und zieht mit der rechten aus nach Not, trotz einem Holzmacher von Handwerk. Aber leider kommen ihm die alten Grübeleien wieder und er grübelt und denkt und sagt und sagt, und Putsch! liegt der Sägemann den langen Weg im Holzschopf auf der Nase, und zur Rechten und zur Linken sieht man einen halben Sägbock niedersinken, denn er hatte in Gedanken gesägt und gesägt und das Holz und den Sägbock durchgesägt bis auf den letzten Splitter.

Die Perücke.

Es war einst Mode, statt des eigenen Haares von fremdem Haare Perücken zu tragen, und da ging es wie mit Allem, es suchte Einer den Andern zu übertreffen, es wollte sie immer Einer schöner und größer haben als der Andere, so

daß man am Ende einen Haarwald auf dem Kopf herumtrug, aus dem das Gesicht hervorguckte wie ein abgeholtter Schlag mitten im Bergwald. So hatte auch Einer, ich glaube es war ein ehrfamer hochweiser Herr vom Rath, das Zeitliche gesegnet, und der Notar war eben daran, seine Habseligkeiten zu versteigern. Da kommt auch die Perücke des Seligen daher von zwei Mägden getragen. Der Notar war ein Piffikus, schob sie schmunzelnd bei Seite und sagt ganz ruhig: Wird nicht versteigert, die Frau Rathsherrin hat sich darin ihren Wittwensig vorbehalten.

Das merkwürdige Echo.

Waren einmal ein paar lustige Vögel beisammen bei Schloßwirth in H. und hatten sich etwas gewärmt und erheitert beim 1846er. Einer von ihnen, der den edlen Nebensaft auch nicht in die Schuhe schüttete, aber sonst eben das Pulver nicht erfunden hatte, der hatte die fatale Gewohnheit, daß er gar vergeßlich war mit dem Geldmitnehmen, und wenn er so etliche Schöpplein versorgt hatte, griff er gewöhnlich an sein Westentäschlein, dann in den Hosensack und in die Rocktasche, machte ein ganz verstauntes Gesicht und sagte: Pox Tausend, da hab ich ein Paar andere Hosen angezogen und das Geld in den alten stecken lassen, oder eine neue Weste, oder das Sapperlois-Weibervoll ist mir hinter's Geld gekommen, und was dergleichen mehr war. Der Wirth merkte zwar wohl, wo den Mann der Schuh drückte, aber wenn's hieß: ich bezahle das nächste Mal, mußte er eben wohl oder übel die Kreide zur Hand nehmen und das Neue zum Alten schreiben, denn der vergeßliche Mann war ein guter Gast und die muß man schonen. Endlich war's ihm aber doch zu viel, und er klagte seine Noth dem lustigen Gevattermann, der diesmal auch dabei war.

Der besinnt sich eine Weile, dann sagt er: Wir wollen sehen! Heut Abend, wenn wir heim gehen, so schleicht Ihr nach und stellet Euch hinter den Felsen rechts, an dem sich das Echo (der Wiederhall) findet.

Also zahlen sie die Zeche, der gute Gast aber hatte wieder eine andere Weste angezogen und kam deshalb abermals auf die Kreide.

Wie sie so mir nichts dir nichts an dem bewußten Felsen vorbeikommen, so sagt der Gevatter-

mann: Wir wollen doch noch ein Wörtlein mit dem Echo reden, ruf ihm etwas zu, Jakob! Was soll ich gleich rufen? sagt der. Ei frage, was du droben im Schlößle auf dem Kernholz hast, gibt ihm Jener lachend zur Antwort. Also ruft er: was bin ich im Schlößle schuldig? und deutlich bekommt er zur Antwort: Sechs Gulden dreißig, sechs Gulden dreißig, sechs Gulden dreißig, so dreimal nacheinander. „Das ist aber ein starkes Echo“, war das Einzige, was der erstaunte Rufer sagen konnte. Er ging nachdenklich seines Weges nach Hause, aber das nächste Mal nahm er die rechten Hosen mit, ging zum Wirth und sagte: Better Michel, ich will Euch doch die Kleinigkeit bezahlen, die Ihr aufgeschrieben habt. Der Wirth streicht sein Geld ein und schmunzelt dabei verstoßen hinter der Tafel.

Auf dem Heimweg ist der Jakob allein und bleibt beim Felsen stehen und ruft: Hab' ich den Schlößlewirth bezahlt? Bezahlt, antwortet der Wiederhall, und der Better Jakob schwört von nun an drauf, daß es am Felsen mit unrechten Dingen zugeht, und hat sich seitdem gehütet, wieder nach etwas zu fragen. Wenn er aber auf's Schlößle geht, so hat er immer die rechte Weste an und der Better Michel ist froh, daß er einen so treuen Gast behalten hat.

Der piffige Ehemann.

Kommt ein Pärlein vor den Amtmann und man sieht's den beiden von weitem an, daß die Frau, wenn sie an Eva's Stelle gewesen wäre, ihren Adam eben so gut zum Apfelbisch gebracht, zu deutsch über den Köffel balbirt hätte, als ihre Vorgängerin die weiland Hausfrau des ersten Adams, und daß sie offenbar ihren Ehemann nicht von wegen seines übergroßen Verstandes geheirathet hatte.

Herr Amtmann, sagt die Evastochter, ich möchte gehorsamst bitten, daß Sie mich scheiden möchten von diesem meinem hier gegenwärtigen Ehemann.

Welche Gründe hat sie, sagt der Amtmann, um ihre Scheidungsklage zu begründen?

Ich habe mancherlei Gründe, besonders aber den, daß mein Mann, mit Respekt vor Euer Ehren zu melden, so dumm ist, daß ich ihn zu nichts brauchen kann.

Ja, liebe Frau, das hat sie aber wissen können vor der Hochzeit.

Erlauben Euer Ehren, Herr Amtmann, ich habe es nicht vorher gewußt.

Glauben Sie ihr nicht, Herr Amtmann, fiel ihr da der aufrichtige Ehemann in's Wort, sie hat es schon lange vorher gewußt.

Alte und neue Schuhe.

Ein Landrichter, der abgesetzt worden war, aber gerade nicht wegen überriebener Ehrlichkeit, kommt eines Tages wieder zu ein Paar Bauern seines früheren Bezirks und fragt mit heimlicher Schadenfreude, denn er weiß, daß der neue Landrichter ein etwas strenger Herr ist: Nun, wie seid ihr mit dem neuen Landrichter zufrieden? Nu, sagt der eine Bauer, neue Schuhe drücken halt! Un die alte bent eben au drucket, fällt ihm der andere in's Wort, wenn mer sie net alleweil geschmiert hen.

Der alte Landrichter aber sagte kein Wörtlein dazu und ging um ein Haus weiter.

Der alte Kalendermann.

Der alte Kalendermann, der selige Hebel, war bekanntlich mehr als ein simpler Kalendermann, er war auch Prälat, das heißt für die Pfarrer und Schulmeister im Ländlein ein gar gewaltiger Herr.

Der geht einmal über die Messe, das heißt den großen Jahrmart zu Karlsruhe, und sieht von weitem ein Schulmeisterlein dahersternern.

Dieser greift von weitem demüthigst an seinen Hut und sucht unter lauter Kragfüßen und Komplimenten an dem hohen Herrn vorbeizukommen. Je demüthiger er aber mit dem vordern Theile seines Leibes gegen den Herrn Prälaten sich geberdet, desto unhöflicher und unverschämter ist er mit dem Hintertheil gegen die Marktstände, gegen Krämer und Käufer, so daß er schon zu unterschiedlichen Malen mit diesen in unangenehme Berührung gekommen war. Der freundliche Kalendermann aber geht lächelnd auf ihn zu mit den Worten: „Herr Schulmeister, machen Sie doch nicht so viele Komplimente, sonst werfen Sie mit lauter Umständ die Ständ' um,“ und wandelt, wie er's gewöhnlich that, wenn er einen guten Wig gemacht hatte, schmunzelnd seines Weges.

Die Wassersucht.

Der Wirth zum rothen Dachsen gehörte von jeher nicht zu den Dünneleibigen, aber nach und nach ging's denn doch mit seinem theuern Bäuchlein dermaßen in die Weite und Breite, daß er sich nicht ganz behaglich dabei fühlte und, als von Tag zu Tag seine Stiefelspitzen hinter dem Berge mehr verschwanden und er die Doppelthüre am Keller aufmachen mußte, um zu seinem lieben Kaiserstühler zu gelangen, da schien's ihm doch zu arg.

Der Herr Amtsphysikus, dem er gelegentlich seine Noth klagt, macht ein bedenklich gelehrtes Gesicht, legt den Finger an die Nase und sagt ihm endlich, wenn er sich vor dem Kaiserstühler nicht hüte, so könnt's die Wassersucht geben.

Als der Physikus fort ist, watschelt unser Dachsenwirth mit einem wehmüthigen Blick an der Kellertüre vorbei in den Hof hinaus in die frische Luft. Also die Wassersucht soll ich haben? sagt er laut vor sich her. Ei du armer Teufel von einem Doctor! ich und die Wassersucht; wo denkst der hin? wie kommen ich und Wasser zusammen? Aber doch soll ich vom Kaiserstühler lassen. Nun — es kommt mich zwar sauer an, aber vielleicht thut's ein Schöpplein rother Zeller auch!

Am andern Morgen um 7 Uhr steht der Schweisfuchs fix und fertig angespannt im Hof und nachdem der Dachsenwirth unter schwerer Anstrengung das Wägelin erstiegen, haudert er seelenvergnügt dem nächsten Weinort zu und denkt bei sich: Döchterlein, dich balbir' ich über den Löffel, meine Apotheke ist beim Sepp im Keller.

Vor'm Wirthshaus steigt er ab, trinkt gleich ein, zwei, drei Schöpplein zur Probe und will endlich fort zum Weinkauf. Aber leider hat's im Dorfe Glatteis, und der Rotbe hat ihm etwas in die Veine geschlagen; der Dachsenwirth glüht aus, fällt auf den Bauch und unglücklicher oder auch glücklicher Weise auf einen spizigen Pfahl am Weg. Schnell ist der Wirth bei der Hand, aber o Wunder! wie der ihn aufhebt, schießt ihm ein Strahl Wasser aus dem Bauch, als ob's ein Röhrebrünnlein von der neuen Lahrer Wasserleitung wäre.

Der Physikus, den der Zufall auch in's Drt geführt hat, kommt dazu und sagt: Glaubt Ihr's jetzt, Dachsenwirth, daß Ihr die Wassersucht habt vom Kaiserstühler?

Kann sein, sagt der Dachsenwirth, aber der Zeller hat mich doch curirt!

Ja, aber bei der Kur hättet Ihr den Hals brechen können. — Ei, so wäre denn doch der Zeller daran Schuld, daß ich nicht an der Wassersucht gestorben wäre!

Ein Viertelsährlein nachher kehrte der Kalenderbote im rothen Dhsen ein und als er nach dem Dhsenwirth fragte, hieß es, er sei vor vierzehn Tagen gestorben an der Wassersucht.

Item: Der Kalendermann schüttet zwar auch den Kaiserstühler und Zeller nicht in die Schuhe, aber wenn Einer in der Haut des rothen Dhsenwirths steckt, soll er doch lieber dem Physisus folgen als dem Dhsenwirth.

Wechsel des Schicksals.

(Mit einer Abbildung.)

Das blutige Kriegsjahr 1813 hatte besonders seit dem Monat April unter dem Donner der Kanonen seinen Anfang genommen. Das deutsche Volk hatte sich theils schon erhoben zum Kampfe der Befreiung von fremder Knechtschaft, theils rüttelte und schüttelte es da und dort gewaltig an seinen Ketten, und hartete mit Ungeduld des Augenblickes, wo es im allgemeinen Völkersturm den fremden Herrn vom vaterländischen Boden jagen und die Rosse wieder im Rheine, als einem deutschen Strome, tränken dürfte. Das tapfere ritterliche Preußenvolk vor allen andern war todesmüthig vorgegangen zum blutigen Streite und hatte wie ein Mann gegen fremde Gewalt sich erhoben.

Bald gaben schwere blutige Schlachten im Sachsen- und Lausitzer-Lande Zeugniß davon, was ein für seine gerechte Sache begeistertes Volk vermag. Am 20. und 21. Mai 1813 war die Schlacht bei Bauzen in Sachsen geschlagen worden, und wenn auch das deutsche Heer sich zurückziehen mußte, so hatten doch alle Mann für Mann als Helden gefochten. Im Feldlazareth lagen nach den blutigen Tagen zwei verwundete Soldaten neben einander. (Siehe die Abbildung.) Der eine hatte einen Schuß in die Schulter erhalten und schien trotz seiner schmerzhaften Wunde guten Muthes zu sein; der andere aber, ein preussischer Landwehrmann aus Pommern, dem eine Kartätschenkugel die Hüfte zerschmettert und einen Theil des Unterleibes zerrissen hatte, schien seine irdische Rechnung abgeschlossen zu haben und blickte nur hie und da mit schwermüthigem Auge auf ein frisches

sechs- bis siebenjähriges Knäblein, welches mit rothgeweinten Augen an seinem Schmerzenslager stand.

„Kamerad,“ sagt endlich der Sterbende mit matter erlöschender Stimme, „ich vermahe dir mein Söhnchen, das ich als eine Waise in der Welt lassen muß. Meine Frau, die, um nicht von meiner Seite zu weichen, mich als Marketederin in's Feld begleitet hatte, ist vor einigen Wochen am Fieber heimgesgangen und hat mir den Kleinen hinterlassen. Es ist aber nicht mein Kind, sondern eines vornehmen Herrn, der meine Frau, ehe ich sie nahm, schändlich betrogen hat. Seit seiner Geburt hat ihn der Vater verläugnet, er ist nun mein Kind geworden, nimm ihn zu dem Deinigen an. In meinem Rocke findest du Papiere, die...“ Bei diesen Worten versagte ihm die Stimme, er fiel auf sein Strohlager zurück und schloß die Augen für diese Welt.

Am andern Tage legte man auch ihn zu den Tausenden, die im Ehrenkampfe gefallen waren für das Vaterland.

Da stand nun der kleine Karl am Lager seines neuen Vaters und trocknete die Thränen um den Verlorenen.

Grünberger, so hieß der überlebende Soldat, war zwar armer Eltern Kind und sein einziger Erdengut war eine Köhlerhütte tief im sächsischen Erzgebirge, und drin ein junges Weib mit einem dreijährigen Tochterlein. Aber wenn er auch nicht Geld und Gut in Fülle, noch Stern und Orden auf der Brust hatte, so saß ihm doch das Herz auf dem rechten Fleck und dies Herz unter'm einfachen Soldatenrock oder unter'm rußigen Köhlerkittel hätte wahrlich keinem Kaisermantel Unehre gemacht. So theilte er denn mit dem ihm geschenkten Söhnlein, das er im rechten Christensinne als eine Gottesgabe betrachtete, freudig die schmale Kost und als er nach 14 Tagen leidlich hergestellt war, nahm er getrost den Wanderstab in die rechte, das Knäblein an die linke Hand und pilgerte so frohen Muthes nach erhaltenem Urlaub den weiten Weg zur Heimath.

Langsam und beschwerlich ging's freilich her, denn er selber war noch leidend und dem Kleinen wollten lange Tagmärsche auch nicht recht behagen. Aber endlich hatten sie den letzten Hügel erstiegen und freudelovpfenden Herzens zeigte Grünberger dem Kleinen im Thale drunten am Saum des Tannenwaldes die bescheidene Hütte, darin sie hinfort wohnen sollten.

eldeste in
merzen
bende m
mache d
ise in de
nicht von
erfunden
den Wo
mir den
die mein
ern, der
ich betro
der Sait
geworden
unten Wob
in Wien
sein Sont
dieje. Bl
ken zu m
llen man
lager sind
nen unter
bende die
and im m
stief in
angeh
Aber man
noch S
af ihm d
dies die
er unter
einem K
te er d
das er
teigete b
und als
war, m
reute, d
erte so
den we
völlig
dem W
nicht r
egaren
denn g
cuntren
one-S
...



Raschen Schrittes eilten sie vorwärts, von Hütte zu Hütte, rechts und links freundlichen Gruß und Händedruck empfangend und erwidern, bis die eigene Hütte selber vor ihnen lag. Ich will es nicht unternehmen, dir, lieber Leser, den Augenblick des frohen Wiedersehens in der kleinen Familie auszumalen, die dankbare Freude der guten Christine, da sie ihren Gatten, aus dem Schlachtentod gerettet, wieder in ihre Arme schließen durfte, der kleinen Marie, da sie dem lieben Väterchen lieblosend und schmeichelnd am Halse hing.

Als der erste Sturm der Freude vorüber war, wurde auch der kleine Karl eingeführt in den Kreis der Glücklichen und von der frommen Mutter als lieber Sohn an's Herz gedrückt.

Und so sehen wir denn unsern kleinen Freund bald heimisch geworden in der Köhlerhütte. War auch das irdische Erbtheil kärglich zugemessen in Grünberger's Hause, so reichte es doch für des Tages Nahrung und Nothdurft, denn wo Gottesfurcht wohnt und frommer Glaube, da ist Gottes Segen in Haus und Hof, da ist die Noth keine Last und die Armuth keine drückende Bürde.

Karl wurde eine merckliche Hilfe für das Haus, ein freundlicher Gespieler und Arbeitsgenosse für die kleine Marie, an welcher sein Herz hing mit wahrhaft brüderlicher Liebe. Wenn Grünberger seiner Hilfe nicht bedurfte, so half er der Mutter oder der Tochter in ihren Handtbierungen und Geschäften. Ueberall zeigte er sich als einen geschickten anstelligen Knaben und war dem Grünberger und seiner Christine beinahe tiefer in's Herz gewachsen als das eigene Kind. Dazu kam noch, daß der Schulmeister des Vobes kein Ende finden konnte, wenn er auf das Kapitel von dem fleißigen, gelehrigen und gesitteten Karl kam, und daß es dem gewaltig hinten im Kopfe steckte, der Bube müsse ein Schulmeister werden, denn dazu, meinte er, könne man nur grundgescheite Leute brauchen.

Das wollte aber dem Karl, der unterdessen ein 17jähriger Jüngling geworden war, nicht recht in den Kopf, und der Kalendermann nimmt's ihm auch nicht übel, denn das Schulmeisterthum gehört wahrlich nicht zu den süßesten Geschäften im Leben, aber doch zu den sauersten. Zwar hat's auch seine Rosen, aber keine tausendblättrigen, und es sind gar viele Dornen dran.

Also der Karl wollte kein Schulmeister werden. Deshalb aber wollte er nicht gerade höher hinaus, sondern er wollte lieber Kohlenbrenner

bleiben und da frei umherziehen in Gottes Natur, in Berg und Wald, und im Schweisse des Angesichtes sein Brod essen, als den Schulstaub schlucken und den Aerger über die bösen Buben dazu, wobei am Ende der Brodkorb dort auch ziemlich hoch hängt und der Braten auch nicht der alltägliche Gast ist.

Vor Allem aber steckte unserm Karl das Reisen und Wandern im Kopfe. Er hätte für sein Leben gern die Welt und die Menschen gesehen und sich da allerlei nützliche und angenehme Kenntnisse gesammelt. Da hörte er nun in der Stadt beim Hirschwirth, der ein gar gelehrter Mann war und über alles in der Welt zu reden wußte, daß einem, besonders wenn man's nicht besser verstand, Hören und Sehen verging, da hörte Karl von dem Kriege der Griechen gegen die Türken, ihre Unterdrücker, und wie da ein schwaches Böklein mit wunderbarer Heldenkraft sich wehre wider seine graufamen und mächtigen Feinde und wie aus allen Gegenden Europa's Geld und freiwillige Streiter hinströmten, dem armen bedrängten Griechenvolke zu helfen in seiner Todesnoth. Das ging dem jungen Kohlenbrenner zu Herzen und wollte ihm auf dem Heimwege und die ganze Nacht nicht mehr aus dem Sinn. Zwar erwartete er von Grünberger und besonders von den beiden Frauen im Hause keine willfährige Antwort, aber sein Entschluß stand fest und am andern Morgen trug er bei der Morgensuppe, die ihm gar nicht schmecken wollte, sein Anliegen vor. Trotz den ruhigen Gegenstellungen seines Pflegevaters, der ihn besonders an seine dunkle Herkunft erinnerte, und wie daraus vielleicht im Vaterlande sein Glück erblühen könnte, trotz den Bitten und wohl auch den Vorwürfen der besorgten Christine, trotz den verstopften Thränen, die sich über Marien's Wangen herabschlichen und die ihn beinahe in seinem Vorsatz erweicht hätten, blieb er dabei, daß es ihn nicht mehr zu Hause dulde und daß er fort müsse.

Da nun Alles nichts helfen wollte, fügte sich zuerst Grünberger in seinen Willen. „Wenn's denn sein muß, mein Sohn,“ sagte er, „so gehe in Gottes Namen den Weg, den deine innere Stimme dir ruft. Kann ich dir auch keine Schätze mitgeben, so soll dir's doch an meinem Segen nicht fehlen.“ Auch die Mutter und Tochter fügten sich in das Unvermeidliche und nach drei Tagen waren die Zurüstungen zur Reise fertig. Der Abschied kostete zwar manche Thräne,

doch die freudige Hoffnung auf die Zukunft und auf ein glücklich Wiedersehen, vor allem aber der Gedanke an den, dessen Güte reichet, so weit der Himmel ist, und dessen Wahrheit, so weit die Wolken geben, erleichterte allen die schwere Stunde und leichten Sinnes und fröhlichen Muthes wanderte Karl der nahen Stadt zu.

Wir lassen ihn unter Gottes Schutz und Schirm seines Weges ziehen und bleiben dabei bei denen, die des Trostes eher bedürfen, als der wanderlustige Zugvogel.

Die Thränen des Abschiedes waren zwar getrocknet, aber der Kummer im Herzen nicht gestillt, denn Karl hatte noch nicht geschrieben, und doch waren bereits sechs Monate seit der Abreise verfloßen.

Es verging ein Jahr, es vergingen zwei Jahre und das dritte Jahr fing schon an, das Laub aus Strauch und Baum zu treiben und die Matten grüntem und die Feldblumen öffneten ihre durstigen Kelche dem frischen Thau des Morgens. Grünberger war schon mehrere Stunden draußen im Walde, die Mutter auf dem Felde, Marie kocht das Frühstück, um es den Eltern zu bringen da pocht es leise an der Hausthür und herein tritt im alten Köhlerittel von ehemals mit dem dicken Knotenstock — der Bruder Karl wie er lebt und lebt.

Marie läßt vor Schrecken und Freude die Schüssel fallen und liegt im Augenblick dem verloren geglaubten, dem wiedergeschickten Bruder am Halse. Sie wußte nicht wie ihr war; es hatte ihr seit dem bitteren Abschied wie ein Stein auf dem Herzen gelegen, daß er wieder kommen könnte als ein stattlicher vornehmer Herr, als ein reich gewordener Baron oder so etwas, aber jetzt war er ja wieder da als der alte, schlichte, einfache Köhlerknabe von ehedem und sie konnte ihn ohne Scheu als den guten Bruder Karl an's Herz drücken. Und doch, nach dem ersten Taumel der freudigen Ueberraschung war es ihr, als sei ihr der Bruder gar zu lieb geworden, fast mehr als ein Bruder, und es wollte ihr vorkommen, als sehe er doch etwas vornehmer aus als früher und als sei sie doch etwas zu zärtlich mit ihm gewesen. Und schüchtern zog sie sich von ihm zurück, als er sagte: „Du bist also froh, daß du mich wieder hast, liebe Marie, und daß ich bei euch bleibe? Ja, ich will bei euch bleiben fortan, und du sollst bei mir bleiben und sollst meine liebe Marie bleiben und mir —“ da öffnet sich die Thür und Vater und Mutter und

Sohn liegen einander freudetrunken in den Armen. Die Vorwürfe über die lange Abwesenheit ohne Nachricht wurden über der Freude des Wiedersehens vergessen und schon saßen sie wieder traulich beisammen an dem gewohnten Plätzchen um den alten Tisch und Karl sollte erzählen, wie es ihm bis dahin ergangen. Doch der stand auf und erklärte, er habe sein Gepäck im letzten Dorfe liegen lassen, weil es ihn getrieben habe, schneller zur lieben Heimath zu kommen, das wolle er erst selber holen und dann Näheres berichten. Zwar wollte der alte Grünberger ihn begleiten und Marie es ihm holen und hertragen, aber er gab es durchaus nicht zu, sondern ging selber und allein.

Es währte aber nicht lange, so kam ein stattlicher Reisewagen mit zwei schönen Pferden die Straße daher und hielt an vor der Köhlerhütte und heraus sprang ein feingekleideter vornehmer Herr, und dieser Herr war Niemand anders als Karl der Köhlerknabe.

Da wollte die gute Marie fast in den Boden sinken vor Scham und Schrecken, und Grünberger langte an seine schwarze Zipfelfappe und das Mütterlein verneigte sich fein sitzsam, als wenn der König selber aus dem Wagen stiege.

Aber der vornehme Herr war doch noch der gute Sohn Karl, die zärtliche Begrüßung ging von neuem an, Vater und Mutter wurden wieder und wieder an's Herz gedrückt, nur mit der Schwester wollt' es ihm denn doch auch vorkommen, als könne und dürfe er ihr nicht mehr so recht brüderlich in's Auge sehen. Nach den ersten Augenblicken des Willkommen's saßen die vier glücklichen Menschen wieder am Estrich und nur Marie wollte es schier schwer um's Herz werden, denn der Name Bruder blieb ihr jedesmal fast im Halse stecken und sie schlug die Augen zu Boden und wurde roth bis über die Ohren, wenn er sie ansah.

Karl erzählte nun, wie es ihm seitdem ergangen. Er hatte sich richtig auf den Weg gemacht nach Griechenland, hatte dort zwei Jahre gekämpft für die Sache des unterdrückten Volkes und erst als die christlichen Mächte demselben ihre Unterstützung zu Theil werden ließen, hatte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Vaterland wieder heimwärts gezogen. Ueber England war er nach Hamburg gereist und dort krank geworden.

Vier Wochen war er da gelegen zwischen Leben und Tod, und als er wieder leidlich genesen, hatte

er sich zum Zeitvertreib mit dem Lesen der Tagesblätter beschäftigt. Da fiel ihm eines Tages eine Anzeige auf, worin ein vornehmer Herr aus Pommern nach einem vor längeren Jahren mit einem preussischen Landwehrmann Namens Madlauf in's Feld gezogenen Knäblein sich erkundigte, und den Jüngling, falls er noch am Leben wäre, aufforderte, sich bei ihm auf seinem Schlosse zu melden.

Diese Angaben, obwohl er den Namen seines früheren Pflegevaters nicht gekannt hatte, fielen ihm aber so sehr aufgefallen, daß er sich nach besagtem Schlosse auf den Weg begeben und sich dort ohne weiteres habe melden lassen. Auf den ersten Blick beim Eintreten in das Zimmer, in welchem der alte Edelmann krank gelegen, habe er ihn als seinen Sohn erkannt. Ja, fuhr Karl gerührt fort, ich selbst erkannte in ihm meinen Vater, ich selbst fühlte etwas in meinem Herzen, wie ich es fühlte, wenn ich euch in die Augen blickte. Die näheren Umstände, so weit ich sie aus eurer Erzählung noch im Gedächtniß hatte, trafen zu und ich wurde als der Sohn und Erbe des Mannes anerkannt. Aber leider sollte ich meinen so wunderbar gefundenen Vater nicht mehr lange besitzen. Acht Tage nach meiner Ankunft war er eine Leiche und da er ledig und ohne andere Erben war, wurde ich in den Besitz seiner ganzen Hinterlassenschaft eingewiesen. Und nun bin ich hier, um euch mein Glück zu verkünden, um mit euch mein Glück zu theilen.

So erzählte Karl und lange saßen die vier Menschen in stiller Ueberraschung und Freude und trockneten leise Thränen des Dankes gegen Gott, dessen Hand so sichtbar gewaltet hatte in ihrem Schicksal.

Karl führte bald darauf seine liebe Schwester Marie als braves Weib mit sich in seine neue Heimath, aber Grünberger und seine fromme Christine wollten sich nicht von den grünen Tannenwäldern ihrer Berge trennen, und wenn Briefe kamen aus Pommern in die einsame Köhlerhütte, so waren sie glücklicher als König und Königin.

Der wahre Jakob.

Ein Bauer hatte, trotz aller Versicherungen seines Advokaten, den Prozeß verloren. Als er daher den Herrn bald darauf im Wirthshaus traf, konnte er's nicht über's Herz bringen, nicht

von seinem Prozeß mit ihm zu reden. Ein Wort gab das andere und am Ende sagte der Bauer im Zorn: Ja Sie sind mir ein sauberer Advokat, Sie sind mir der rechte Jakob! Das verdroß den andern nicht wenig; darum klagte er bei'm Amt auf Ehrenfränkung und forderte Ehrenerklärung. Der Bauer wird vorgeladen und verurtheilt. Da wendet er sich mit schlauem Gesicht gegen seinen Ankläger und sagt: Er habe sich in der Hitze geirrt und das sei ihm leid, denn er habe sich jetzt überzeugt, daß der Herr kein sauberer Advokat und nicht der wahre Jakob sei.

Der Rekrut.

In einem Dorfe war ein neuer Schulmeister aufgezogen. Dort hatte derselbe die Pflicht, die jungen Bursche im Ort aufzuschreiben, wenn sie zum Militärdienst pflichtig waren, und dem Landrichter das Verzeichniß einzusenden. Der alte Schulmeister hatte da manchmal durch die Finger gesehen, der neue wollte auf einmal alle Gräben eben machen und sich damit höheren Orts empfehlen. Von Haus zu Haus ging er auf die Rekrutenjagd und wenn einer nur halbwegs tauglich war, wurde er aufgeschrieben. So kommt er auch eines Tages zu einem alten Mütterchen, das hinter'm Spinnrad saß, und beehrte, um Nichts merken zu lassen, ein Glas Milch zu trinken. Ihr seid alt, Frau Martha, sagt er so mir nichts dir nichts, wie könnt Ihr denn so allein fertig werden mit euern paar Ackerlein und mit euern schweren Arbeiten?

Ach, sagt das Mütterchen, ich treib's so gut es geht, und dazu hilft mir auch mein guter Jack treulich und unverdroßen mit.

Wie alt ist Euer Jack? Leider bald zwanzig Jahre, sagt die Alte.

Der Schulmeister lacht vergnüglich in's Häufchen, zahlt seinen Halbbagen für seine Milch und denkt: den hol' ich auch wieder, und noch mehr dazu, und obrigkeitliche Belobung oben drein.

Also geht er eiligst nach Hause und berichtet unverweilt an das Landgericht, er habe einen verheimlichten Rekruten ausfindig gemacht und der Herr Landrichter möge nur gleich zwei Landjäger senden, um den Burschen gefänglich einzubringen. Der läßt nicht lange auf sich warten. Mit zwei Landjägern begibt sich der dienstfertige Schulmeister zu Frau Martha.

Wo ist Euer Jack? fährt er das Mütterlein barsch an. Zitternd, denn sie weiß natürlich nicht, was das alles zu bedeuten hat, sagt sie: ach, gestrenger Herr Schulmeister, er ist im Stall.

Aha, im Stall verborgen also, der verschmigte Kerl, den wollen wir fassen.

Aber, lieber Herr, was wollen Sie denn mit meinem armen Jack anfangen?

Was mit ihm anfangen? Als ob sie nicht schon lange wüßte, daß er Soldat werden soll, daß er exerzieren muß, daß er — doch sie soll's bald selber sehen, wenn er wieder heim kommt in Urlaub.

Unterdessen hatte einer der Landsäger die hintere Stallthüre besetzt, der andere schlich mit dem Schulmeister leise an die vordere und öffnete, — da stand denn der arme Ketrut an der Krippe und staunte ob dem seltsamen Besuch und rief in seiner Herzensangst einmal über's andere J—an, J—an, denn der Ketrut war Niemand anders, als ein stattliches graues Geselein, das die Alte Jack benamsete.

Der diensteifrige Schulmeister aber ging stillschweigend mit den beiden Landsägern in's nächste Wirthshaus und zahlte ihnen da ein Schöpplein, damit sie die Sache nicht weiter sagen sollten. Aber der Landrichter hat's doch erfahren und seinen Freunden erzählt, und so oft der Schulmeister in die Stadt kommt, so fragen ihn die Herren: Apropos Herr Schulmeister, kann der Jack bald exerzieren?

Ein Stücklein vom alten Frig.

Der alte Frig war, wie die Leser wohl alle wissen, ein gar verständiger und wackerer König von Preußen, der seiner Zeit in gewaltigem Respekt stand bei den hohen Herrschaften allenthalben. Obwohl sie ihm mit Hunderttausenden gar scharf und ernstlich zu Leibe gingen, so ließ er sich doch weder vom Russen, noch vom Oestreicher, noch vom Franzosen im Bart fragen und lehrte sie rechts und links schwenken und im Trab und Galopp Fersengeld geben, daß es eine helle Freude war. Und wahrlich, seit dem Jahr 1848 hat wohl mancher meiner Leser schon gedacht: Wenn doch nur für drei bis vier Jahrlein wieder so ein alter Frig käme und pfliffe wieder die alte Melodie, damit doch einmal ein Taft käme in unsern deutschen Tanz.

Doch nicht von Krieg und Schlachten handelt das Stücklein, das ich dem Leser erzählen will, sondern von einer ganz gewöhnlichen Wanduhr.

Also sitzt einmal der alte Frig in seinem Zimmer und nimmt eine Prife oder einen Schnupf, wie der deutsche Sprachverbesserer sagt; denn er hatte eben wieder ein Plänlein ausgedenkt, wie er den Oesterreichern eine feine Nase drehen wolle, da klopf't an die Thür und herein kommt ein gar höflicher Herr mit einem Leiterchen unter'm Arm. Was will Er? sagt der König. Ich bin hieher bestellt, Königliche Majestät, um die Wanduhr da zu pugen, ich bin der Uhrenmacher.

Und so legt er die Leiter an, der König geht auch dazu, hält ihm die Leiter, damit der Meister nicht fallen kann, wünscht dann dem Handwerksmann einen guten Morgen und sagt ihm noch, er solle die Uhr bald machen. Aber der gute Frig wartet 8 Tage, wartet 14 Tage, fragt da und dort nach dem Uhrenmacher, aber keiner will etwas davon wissen. Da merkt der alte Frig, daß die Sache nicht mit sauberen Dingen zugeht und wenn ihn nachher einer nach der Uhr fragt, so legt er den Finger auf den Mund und sagt: Still davon, ich stecke ja selber drunter!

Die Wasserfahrt.

Nicht weit von der Grenze des Schwabenlandes am Neckar lagen zwei Dörfer, das eine H. liegt weiter oben links am Fluß, das andere N. so ein halb Stündlein weiter unten auf der rechten Seite. Da saß denn im vorigen Jahre im Wirthshaus zu N. ein ehrfamer Handwerksmann von H., der hatte seinen Kunden in N. Arbeit gebracht und ein paar neue Guldenstücklein dafür in der Tasche. Wenn man so die blanken Thäterchen, und wenn's auch nur badische Guldenstücke sind, in der Tasche rappeln hört, so rappelt's einem nicht selten auch im Kopfe, und die Leber ist durstiger als gewöhnlich. So ging's auch dem Schuhmachermeister beim Wirth zum goldenen Lamm, und bald hieß der nur noch goldener Lammwirth und wurde immer lieber und goldiger in den Augen des Pechfünftlers, je öfter er mit dem goldglänzenden Schöpplein die dunkle Kellerstiege heraufkam.

Wald darauf setzt sich zu dem lustigen Wirthskunden ein anderer Geselle, ein Schiffmann aus dem Ort, der schüttete den Wein auch nicht in die Schube, denn er meinte, bei seinem naßkalten

Handwerk sei so ein Gläslein probat. Item Gelegenheit macht Diebe, besonders wenn man schon selber Anlage dazu hat, und so erwärmten sich denn unsere zwei Zechbrüder bis gegen 10 Uhr Nachts an des goldenen Lammwirths Schöppllein, bis endlich der Schuhmacher bei einem gelegentlichen Griff in die Tasche merkte, daß, je mehr Schöppllein aus dem Keller, desto mehr Sechser und Dreibäzner aus seiner Tasche gingen und daß das Rappeln in der Tasche bedeutend nachließ. Also schaut er nach Hut und Stock und ist bald Handels eins mit dem Schiffmann von wegen der Ueberfahrt über den Neckar. Noch eins, ehe man fortgeht, hat man immer getrunken, und so machen's die beiden Kriegskameraden auch. Wit einem „gut Nacht Herr Lammwirth!“ und einem aufrichtig gemeinien „kommen Sie bald wieder!“ von seiner Seite gehen sie Arm in Arm und guten Muthes an's Neckarufer. Das Schifflein ist bald losgemacht, obwohl mit einiger Anstrengung von Seiten des Schiffsmannes, dem die Nacht heute ganz besonders finster vorkam. Führt mich nur gerade hinüber, Kamerad, sagt der lustige Schuster, drüben geht ein Sträßlein am Neckar hin, das führt mich in einem guten Viertelstündlein nach Hause. Gut, sagt der Schiffmann, der noch ein bischen besser bei Trost war als der Kamerad, aber behaltet nur immer den Fluß zur Linken, so könnt Ihr beim dicksten Nebel den Weg nicht verfehlen. Als sie nun in die Mitte des Flusses gekommen waren, wird dem Schiffmann das Rudern etwas sauer und der Schuster, der trotz seines Brummers den Kameraden gewaltig schnaufen hört, greift bereitwillig zum andern Ruder, das noch im Schifflein lag und greift im ersten Sturm so gewaltig in's Zeug, daß das Schifflein sich bäumt unter seinen Ruderschlägen; aber unglücklicher Weise rudert er auf die falsche Seite, während der Schiffmann im Hinterheil sich ein Pfeislein stopft und nicht bemerkt, wie das Schiff eine starke Schwenkung rechts um macht. Die Pfeise zwischen den Zähnen arbeitender bald wieder frisch drauf los und bald darauf stößt das Schifflein die Nase an's Ufer, daß der Schuster vom starken Ruck selber auf die Nase fällt. Aber was thut's, sie sind ja am Ufer. So das wär's, sagt der Schuhmacher, indem er sich über die Nase fährt und so lustig, als es seine schweren Betne erlauben, an's Land springt. Der Pfad am Ufer ist bald gefunden, der Fluß richtig zur Linken. Gut Nacht, Kamerad! ruft

der Schiffmann, indem er vom Land abstößt, glückliche Heimreise!

Der Schuster pfeift ein Liedlein vom lustigen Handwerksburschen und noch ein anderes und pfeift's zum zweiten und dritten Mal und denkt bei sich selber: Jetzt mußt du bald am ersten Hause sein und studiert schon an der Rede, die er seiner Frau halten will, wenn sie ihn etwa nicht sehr freundlich willkommen heißen sollte, und wenn's zu arg wird, denkt er überlaut, so weiß ich ja immer noch, wo der Knieriemen zu finden ist. Aber das erste Haus will immer noch nicht kommen. Er schlägt einen stärkeren Schritt an, sieht auf den Neckar, der immer richtig zur Linken braust, und das erste Haus ist immer noch nicht da. Das Viertelstündchen kommt ihm denn doch nach und nach etwas lang vor, aber er schreibt's auf Rechnung seiner schweren Beine und auf Rechnung des goldenen Lammwirths. Nach und nach wird er ärgerlich, lauft wie der Feind drauf los, aber immer noch kein Haus! Bin ich denn verheert, denkt er bei sich, oder hat mir Jemand das Dorf vor der Nase weggeheert? Ich bin mein Lebtag ein Freigeist und Freidenker gewesen, will mir vielleicht der T. . . . dafür einen Streich spielen? War unser guter Lammgast vorher schon etwas unsicher im obern Stockwerk, so machten ihn derlei Betrachtungen und Selbstgespräche noch confuser. Endlich kommt er an's erste Haus, es war sehr finster geworden. Er geht rüstig in's Dorf hinein, aber da kommt's ihm vor, als wenn die Häuser um ihn herum tanzten und er kann sein eigenes nicht herausfinden. Zum Unglück schlägt's auf dem Kirchturm gerade zwölf Uhr und mit diesem schlimmen Stundenschlag war's dem armen Schuster, als tanzten statt der Häuser lauter Heren auf Besenstielen und Ofengabeln, lauter Erdmännlein mit feurigen Augen, lauter Kobolde und Gespenster mit Hörnern und Bocksfüßen um ihn herum. Schreien konnte er nicht vor Schrecken, da kam ihm die Courage plötzlich in die Füße, er rennt gerad' aus mitten unter die Kobolde hinein, bis er mit dem Kopf an eine Hausthüre rennt und rücklings hinfällt, als wenn kein Lebensfunke mehr in ihm wäre. Zum Glück, so sicher hatte der Naturtrieb ihn geleitet, war das Haus ein Wirthshaus. Der Wirth kommt mit der Laterne in der Hand im Hemd heraus, hebt den armen Pilgersmann auf und schafft ihn ohne weitere Umstände in ein gutes Bett. Dort vergaß er bald die Welt und seine Strapagen.

Am andern Morgen rieb er sich die Augen, ließ sich ein Glas Wasser zum Frühstück geben, bezahlte den Schlafwagen und ging ohne ein Wort zu verlieren des Weges, den er in der Nacht hergekommen, bis nach N., ging dort hinter'm Dorf herum in's Haus des Schiffmanns und dachte, der werde ihm aus dem Wunder helfen. Aber da war er an den Rechten gekommen. Denn der war nach dem Aussteigen des Schusters, wie er meinte, von der andern Seite des Neckars abgefahren, war glücklich hinüber und in's Dorf gekommen; aber nicht nach N., wie er erwartet, sondern nach H., wohin er den Schuster hatte führen wollen. Zum Glück traf er da noch einen andern Schiffer von N. an, der merkte, wo es dem Kameraden fehlte und nahm ihn im Schiffelein mit nach N. zurück. Die Sache war aber ganz natürlich so zugegangen: Der Kahn der beiden lustigen Zechbrüder hatte sich, ohne daß sie's merkten, mitten im Fluß gedreht und so trieb sie der Strom, statt auf die linke Seite, wohin sie wollten, zurück auf die rechte, von der sie kamen, etwas unten an N. Da war der Schuster richtig mit dem Neckar zur Linken fortgegangen, aber flugabwärts statt stromaufwärts und war so glücklich nach 2 bis 3 Stunden nach dem Dorfe D. gekommen, wo er erst am Morgen sich wieder erkannte. Der Schiffer aber war von seinem eigenen Ufer, wohin sie der Strom zurückgetrieben hatte, abgefahren und glücklich hinüber nach H., anstatt nach Haus gekommen.

Item: Die Geschichte ist nicht erfunden, sondern hat sich also zugetragen im Jahr der Gnade 1850 und beide Helden unserer Geschichte sind noch am Leben, wenn sie nicht unterdessen gestorben sind. Der Schuster aber hat sich fest vorgenommen, in Zukunft nicht mehr beim goldenen Lammwirth sitzen zu bleiben, und dem Teufel keine Macht mehr über sich zu geben, denn er lebt und stirbt bis heute noch darauf, er sei damals beherr gewesen und der böse Geist habe ihm einen Spuk gespielt. Wir aber wissen, daß es zwar auch ein Geist war, der ihm den Spuk spielte, und auch ein unterirdischer, aber der unterirdische Kellergeist aus dem goldenen Lamm zu N., der freilich nur dann ein böser Geist wird, wenn man zu viel von ihm verlangt, sonst aber ein ganz guter und lieblicher Geist ist.

Nutzen des Kriegszustandes.

Ein Ehemann, der leider auch mit einer schlimmen Krankheit geplagt war, mit einer Krankheit, gegen die weder Doctor hilft noch Apotheker, weder Koffstrank noch Pülverlein, weder Blutigel noch Sympathie, nemlich mit der Eifersucht, wußte sich in seiner Noth nimmer zu helfen. Da kommt der arme Mann eines Tages in wahrer Verzweiflung zum Nachbar und klagt ihm sein Elend und jammert, daß sich Stein und Bein darob erbarmen möchten Trösten und beschwichtigen hilft nichts, ausreden läßt er sich's nicht, und er geht noch wilder und verzweifelter fort als er gekommen war.

Am andern Morgen kommt die Nachbarin und jammert, ihr Mann sei in der Nacht fort und habe ein altes verstedtes Pistol mitgenommen und er thue sich gewiß ein Leid an. Der Tag vergeht, er kommt nicht. Am Abend aber schleicht er leise durch die Hinterthüre in des Nachbarns Haus und klagt und jammert gar erbärmlich und schließt also: Wahrhaftig, Nachbar, ich bin draußen im Wald gewesen und das Leben war mir verleidet und ich hätte mich ganz gewiß todgeschossen, wenn nur der vermaledeite Kriegszustand nicht wäre.

Die Wüste.

(Mit einer Abbildung.)

Bist du, lieber Leser, im letzten Jahr mit mir in die kalten Eisgefilde der Lappländer und Eskimos gewandert, so will ich dich diesmal für die ausgestandene Kälte reichlich entschädigen. Wir gehen miteinander in die heißen Sandwüsten Afrika's. Von Algier aus, das an der nördlichen Küste Afrika's gelegen ist, gehen wir ohne weiters landeinwärts. Wir kommen da bald in die hohen gewaltigen Atlasgebirge, von denen die Alten erzählten, daß der Himmel auf ihren Gipfeln auf-liege, und wenn wir sie durchwandert haben, was aber, wegen der vielen räuberischen Gebirgsvölker auf dem Papier viel sicherer und auch wohlfeiler geschieht, so geht's hinaus in's sogenannte Dattelland. Wir halten uns hier nicht länger auf, als nöthig ist, um uns mit Lebensmitteln und Wasser zu versorgen, wenn wir noch nicht damit versehen sind, Kameele zu kaufen, und uns nach Reisegefährten umzusehen. Denn in kleiner Anzahl ist die Reise aus allerlei Gründen nicht rathsam.

Vor uns liegt nun die berühmte große Wüste Sahara, 600 Stunden breit und 400 Stunden lang, nur um ein Drittel kleiner als ganz Europa. Zur Rechten dehnt sich ein endloses stets bewegliches Sandmeer, in welchem die Sandwogen, von mächtigen Winden aufgezagt und fortgetrieben, bald zu breiten Hügeln sich thürmen, bald in kreisenden Wirbeln (Sandhofen) sich erheben, bald wieder in Alles verschüttenden Sandregen sich auflösen. Kein grüner Gräschen, keinen schattigen Baum siehet dein Auge weit und breit, keine labende Quelle rinnet zu des Wanderers Füßen. Tagelang muß er oft lechzen und verschmachtet weiter ziehen, bis er irgend eine spärliche Quelle und an ihrem Rande etliche grüne Pflänzlein findet.

Mehr zur Linken, d. h. in ihrer östlichen Hälfte, besteht die Wüste größtentheils aus felsigem Boden, welchen der Sturmwind bald mit leichtem Sand und Kies bedeckt, bald aber vollständig bloß legt. Wo sich zwischen den Felsen Thalvertiefungen gebildet haben, sammeln sich Quellen, und um sie her grüne Gräser und Gesträucher und Bäume, besonders Palmen und Datteln. Solcher grünen Eilande, Oasen genannt, gibt es auf dieser Seite der Wüste hie und da, und zwar in einer Länge von 20 — 30 Stunden, und verhältnismäßiger Breite. Hier sammeln sich die Bewohner in Dörfern und Städtchen und führen ein sesshaftes Leben.

Anderer aber, Beduinen, Söhne der Wüste genannt, ziehen Jahr aus Jahr ein, mit Saak und Pack, in der Wüste umher. Ihr Hauptgewerbe ist Räuberei und Jagd. Ein oder mehrere Kameele, bei Reichen bis zu 60 ja 300 Stück, ein Sattel, auf welchem ein lederner Korb von der Größe eines gewöhnlichen Tisches zum Einpacken der Alten und Kinder sich befindet, einige Wassertöcher, welche nebst Säcken mit Nahrungsmitteln an beiden Seiten des Kameeles herabhängen, ein Dreifuß zum Sitzen, Speer, Säbel und Dolch, zuweilen auch eine Flinte, sind des Beduinen Reichthum. Und das Kameel ist auch in der That sein Reichthum, ja sein Alles, denn ohne dasselbe wäre es ganz und gar unmöglich, in der Wüste zu leben und zu reisen.

Es trägt dem Wüstenbewohner Frau und Kinder, und die ganze Haushaltung, 10 — 12 Centner, macht mit dieser Last seine 15 — 20 Stunden, ohne dieselbe 40 — 50 täglich, begnügt sich mit dürrem Strauchwerk und trockener Baumrinde, kann 10 — 12 Tage Durst leiden, und

wittert auf weite Strecken rechts und links am Wege etwa vorhandene Quellen. Seine Milch ist des Beduinen vornehmste Nahrung, das junge Fleisch ein feiner Braten, das Haar gibt einen sehr starken Stoff zu Kleidern, das Fell ein gutes Leder und selbst der Dung ist oft das einzige Brennholz, dessen die Familie sich bedient. So ist, was dem Lappländer das Rennthier, dem Wüstensohne Afrika's sein Kameel, das Schiff der Wüste genannt. Sogar die Größe des Thiers ist nothwendig, weil es mit seinem auf langen Halse sitzenden Kopf, und mit seinen verschließbaren Nasenlöchern vor dem beständig aufgejagten Wüstenfand besser geschützt ist.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt eine solche Reisegeellschaft in der Wüste, wenn der Sand wie ein brausendes Meer ringsum vom Winde in die Höhe gejagt wird, und Menschen und Thiere kaum vorwärts kommen im Wüstensturm. Manchen Wanderer verschütten die Sandberge, mancher verschmachtet am Schoos der glühenden Erde, mancher fällt reisenden Thieren zur Beute. Denn die gefährlichen Bewohner der Wüste sind Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Hyänen, Luchse. Außer den friedlichen Antilopen und Gazellen, Zebra, Quagga in großen Heerden, neben den hochbeinigen Straußen.

Eine Löwenjagd wird in folgender Weise beschrieben. Mitten in der Wüste liegen zerklüftete Felsen oder übereinandergestürzte Trümmer alten Mauerwerkes. Darin ist die Höhle des Löwen. Von den Jägern, welche ihrer 6 — 8 mit Lanzen, Dolchen und Schießgewehren bewaffnet und zu Pferde sind, wird der Lagerplatz des Thieres auf einige Entfernung umstellt, so daß die Reiter je 300 Schritte von einander entfernt sind. Mehrere Negerclaven machen sich zum Ausspüren vorwärts, dringen vorsichtig zwischen den Steinhäusen ein, und endlich bringt einer zwei junge Löwen heraus, mit denen er sich schnell auf ein bereit gehaltenes Kameel schwingt. Schnell ziehen sich auch die andern aus dem Bereiche der Löwenhöhle zurück.

Da springen plötzlich zwei flüchtige Gazellen aus den Trümmern, und brechen trotz ihrer sonstigen Furchtsamkeit zwischen den Jägern hindurch in's Freie. Ihnen nach aus seiner Burg stürzt, die Flanken mit dem Schweife peitschend, ein gewaltiger Löwe. Die Augen funkeln, die Mähne flattert, der Kopf senkt sich zur Erde, und sein Brüllen gleicht dem fernen Rollen des

links am
ne Milch
das junge
ist einen
ell ein ge
is einze
ent. So
er, dem
s Schiff
s Thiers
s hangen
berühmte
aufgejag

fährt eine
vorn der
eum vom
Menschen
n Wägen
sitzen die
m Schoos
reisenden
lichen Be
Pumper,
den fried
Daagge
schwingen

Weise be
geklärter
immer ab
ble des W
6-8 mit
n bewaffne
des Reis
so daß die
stern sind.
im Ausgü
stehen den
e einer wei
h Sattel auf
gt. Sattel
im Verwe

de Caylen
s ihrer Jone
ägern sine
einer Burg
peinlichend,
urkeln, die
d zur Erge
n Hellen der



Hinf. Bote 1852.

Donners. Die Pferde zittern unter ihren Reitern, und wagen nicht von der Stelle zu weichen. Der Löwe stürzt sich gegen einen Reiter, dieser macht eine rasche Wendung hinter einen Felsblock, und der Löwe frust. Er wendet sich gegen den Reiter, duckt sich gegen den Boden und schreitet langsam, die Zähne fleischend, sprungfertig gegen seinen Feind vor. Jetzt muß dieser den Löwen treffen, er schleudert seinen Wurfspieß mit Macht gegen ihn, aber der Löwe duckt sich in dem Augenblick etwas tiefer zum Sprung und das Eisen zerreiht ihm nur das Fleisch in der Seite. In demselben Augenblick ist dieser aber in einem gewaltigen Sprunge über die zwischenstehende Felsenmauer hinüber geslogen und hat das Pferd an der Kehle gefaßt. Das Pferd bäumt sich in wildem Schmerz, der Reiter stürzt zu Boden, der Löwe läßt vom blutenden Pferde los, um sich auf den am Boden liegenden Feind zu werfen. Da hat dieser mit schneller Fassung eine Pistole aus dem Gürtel gerissen und schießt dem Löwen auf zwei Fuß Entfernung eine sichere Kugel durch die Kehle in den Rachen, daß sie zum Hinterkopfe herausfährt. Damit war der Gewaltige getödtet und verendet bald zuckend zu den Füßen seines noch am Boden liegenden Gegners.

Noch war dieser nicht wieder auf den Beinen, als plötzlich mit einem Sprunge die Löwin über den Felsen setzt und im Begriff ist, den Reiter am Boden zu packen. Dieser schießt eben so schnell, wie das erste Mal, seine zweite Pistole auf den Angreifer ab, verletzt ihn aber nur leicht am Kiefer, ein anderer Jäger streift der Löwin mit einem Büchenschuß den Rücken und ein dritter Reiter sendet ihr endlich mit sicherer Hand den tödtlichen Speer in die Brust.

So wird dieser König der Wüste im offenen Kampfe von dem Menschen überwunden; die Reisenden, die in großen Zügen (Karavananen) durch die Wüste ziehen, sind oft nächtlicher Weile in ihren Lagern den schlaun Angriffen des Löwen ausgesetzt. Zwar scheuen diese Thiere gewöhnlich das Feuer, um welches die Reisenden ihre Nachtquartiere aufschlagen, aber dennoch setzt oft in stiller Nacht plötzlich ein Löwe über die im Kreise stehenden Kameele und Waarenhaufen, packt einen der schlaftrunkenen Wanderer mit seinem furchtbaren Rachen und verschwindet mit ihm spurlos, wie er gekommen, in dem Dunkel der Nacht und in dem fernen Sand der Wüste.

So siehst du aus, lieber Leser. Wir sind im Anfang unserer Erzählung am Rande der größ-

ten Wüste angekommen. Unterdessen habe ich dir so ungefähr gesagt, wie es da drinnen aussieht mit dem Reisen. Eisenbahnen und Postwagen, gute Wirthshäuser und sichere Nachtherbergen gibts da nicht, wie du siehst, aber desto mehr Hunger und Durst und Lebensgefahr aller Art. Darum mache ich dir als guter Freund den Vorschlag: wir wollen wieder umkehren nach unserm guten lieben Deutschland, wo wir zwar auch zerrissen sind und vielleicht noch mehr werden, aber doch nicht von Löwen, wie in der Wüste Sahara.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

In einem Dörflein in Oestreich lebte ein stiller frommer Knabe, Namens Johannes. Er war armer Eltern Kind, und diese, so sehr sie auch arbeiteten Tag und Nacht, konnten doch nichts vorwärts bringen, denn neben Johannes, ihrem Aeltesten, hatte ihnen Gott noch ein erklecklich Häuflein anderer Kinder gegeben. Wenn sie so ihrer Zehne, alt und jung, am Tische saßen und beteten: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,“ so dachte wohl manchmal das eine oder andere daran, wie gut und schön es wäre, wenn er nur käme, der liebe Heiland, der die Kindlein zu sich ruft, wenn er nur käme, aber freilich nicht als mitessender Gast, sondern etwa als der Herr, der einst 5000 Menschen speiste mit 7 Broden, daß sie satt wurden vollauf.

Das Sattwerden nemlich wurde den armen acht Kinderchen nicht immer zu Theil, sondern viel öfter war der knurrende Magen durch die bescheidene Aufwartung an gesottnenen Kartoffeln und Salz oder Milch kaum recht zum Schweigen gebracht, so stand der Vater schon wieder auf und betete das Dankgebet.

Der älteste aber, unser Johannes, war immer zuerst fertig, nicht weil er etwa schneller mit Löffel und Zahnwerk zu handbieren wußte, als die andern, sondern aus ganz andern Gründen. Denn ihm that's oft in der Seele weh, wenn er's so ansehen mußte, wie die kleineren Geschwister kaum für den ärgsten Hunger Stillung fanden und wie sie rechts und links blickten, ob nicht das Eine oder Andere ein Bröckelchen oder ein Broßmännchen auf dem Tische liegen ließ, das ihnen etwa zu gut kommen konnte.

Das fanden sie denn oft am Plage des ältesten Bruders Johannes, der dann stillschweigend seines Weges ging, um da und dort in Haus und Hof

Hand anzulegen, so viel er konnte. Aber damit war nicht viel gethan, denn die Natur hatte ihm einen schwächtigen und schwachen Körperbau gegeben, und er sah es wohl ein, daß mit seiner Arbeit zur Hilfe für Vater und Mutter nicht viel gethan war. Ihm gingen ganz andere Gedanken durch den Kopf. Was er in der Schule hörte und lernte, so viel oder wenig es sein mochte, was er am Sonntage in der Predigt hörte, das zog ihn alles an auf gar wunderbarliche Weise, und oft war es ihm, als sagte ihm eine geheime Stimme in der Tiefe seiner Seele, dort müsse seine Stelle sein im Leben, unter den Vorbildern und Lehrern des Volkes; und wenn er so in stiller Einsamkeit die Zukunft sich ausmalte, so traten ihm verflohlene Thränen in die Augen vor Freude, als ob ihm das Alles schon gelungen und er am Ziele seiner Sehn- sucht und Hoffnung wäre.

Schüchtern und still war er zwar von Natur, aber wo es galt, etwas durchzuführen, was ihm gut und recht schien, da fühlte er in seinem Herzen eine Kraft, die ihm das Schwerste möglich zu machen schien. Also sagt er eines Morgens in Gedanken seinen Eltern und Geschwistern Lebewohl, läßt ein rührend und tröstend Brieflein an die gute Mutter auf dem Tisch liegen und zieht hinaus in den duftigen und fröhlichen Morgen, hinaus in die weite Welt. Aber fröhlicher noch war's in seinem Herzen und weiter in seiner Seele. Denn er fühlte, daß er den rechten Weg wandelte und daß jeder Schritt ihn näher zum Ziele, zum freilich noch unklaren Ziele seines Strebens brachte, und so groß und weit auch die schöne Gotteswelt sich vor seinen Blicken ausbreitete, dennoch war's ihm, als sollte er diese ganze Welt in seine Seele schließen.

Nach einer langen, freilich oft mit Hunger und Durst und Müdigkeit gewürzten Reise stand er in den Straßen der großen Kaiserstadt an der Donau, in Wien.

Da wollte ihm denn doch zuweilen bange werden und schwindlig, wenn das Gewühl von Rossen und Wagen und Menschen an ihm vorbei rollte. Vor lauter Sehen und Hören wollte ihm schier Hören und Sehen vergehen, und wenn er sie alle anblickte einen nach dem andern von den Tausenden, die an ihm vorüberzogen und ihm kein bekanntes Auge und kein bekanntes Angesicht begegnete — da stahl sich ihm denn doch zuweilen ein Thränchen in das Auge, und wer in dem Thränchen hätte lesen können, der hätte darin Sehnsucht nach dem stillen Dörflein in den Bergen

und nach Vater und Mutter und lieben Geschwistern gelesen. Aber nur einen flüchtigen Augenblick umzogen solche düstere Wolken den klaren Himmel seiner Zukunft. Die innere Freude seines Herzens gewann bald wieder die Oberhand, wenn er auch nicht wußte, wo sein müdes Haupt hinlegen, oder wo einen Bißten Brod finden, seinen unzufriedenen Magen zu beruhigen. Da ging er, still vor sich hinstannend, über einen schönen mit Gesträuch und Bäumen besetzten Spaziergang, setzte sich an den Fuß eines alten Eichbaumes und gedachte der Träume seiner Zukunft. Plötzlich kommt in heller Freude hüpfend, wedelnd und bellend ein gar niedlich Hündlein auf ihn zu, springt ihm schmeichelnd auf den Schooß und will sich nicht abtreiben lassen in Güte noch in Ernst. Endlich legt sich's vor ihm zur Erde, blickt ihn mit freundlichen Augen an und scheint ihm sagen zu wollen: „Alter Freund, kennst du mich nicht mehr?“ Hin und her befinnt er sich, ob er das Thierlein nicht schon gesehen, bis es endlich dämmert in seiner Erinnerung und es ihm nun plötzlich klar wird. Ja, sagt er überlaut, du bist's, armes Thierchen, dich habe ich voriges Jahr in unserm Dörflein aus den Händen böser Huben gerettet, die dich qualten und mißhandelten und habe dich wohlbehalten den Händen deines Herrn wieder übergeben. Kaum hat er sich dessen recht erinnert, so steht eine vornehme Frau vor ihm und freut sich ihres wiedergesundenen Hündleins und nimmt es streichelnd und lieblosend auf die Arme. Sie läßt sich nun mit dem Knaben in ein Gespräch ein, erfährt von ihm, warum das kluge Thier sich so freundlich gegen ihn geberdete, erfährt von ihm, warum er nach Wien gekommen und was er da wolle und suche. Das freundliche harmlose Gottvertrauen des armen, hungernden Knaben rührt die Frau, sie nimmt ihn mit sich in ihr Haus und erquickt ihn mit Speise und Trank. Auch der Herr des Hauses erkennt seinen kleinen Freund aus dem Gebirge wieder, bietet ihm vor der Hand Nahrung und Obdach in seinem Hause bis auf Weiteres. Der Knabe zeigt sich bald so willig, so anständig zu allen Dingen, daß man ihn nicht mehr aus dem Hause läßt. Er wird in eine Schule geschickt und dadurch das sehnliche Verlangen seiner Seele erfüllt. Bald zeugen die schnellen Fortschritte im Unterricht von seinem guten Willen und seinen vorzüglichen Anlagen. Seine Vorgesetzten und Lehrer haben bald den reichbegabten Jungling in's Auge gefaßt, aus öffentlichen Mitteln fließen ihm Unterstützungen zu, und 8 Jahre

nach seiner Abreise von Hause ist aus dem Knäblein Johannes ein geweihter Priester des Herrn geworden.

Jetzt erst überkam ihn ein ernstes Heimweh nach seinen heimatlichen Bergen und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zu Vater und Mutter, über die er fortwährend Erkundigungen eingegeben hatte, ohne selbst etwas von sich hören zu lassen, als daß er noch am Leben sei.

Wie groß die Freude war des Vaters und der Mutter, wie groß der Stolz der Geschwister auf ihren geistlichen Herrn Bruder, wollen wir hier nicht zu beschreiben versuchen. Die kurzen Tage seines Aufenthaltes in dem trauten Kreise seiner Lieben waren für beide Theile Tage der Seligkeit.

Johannes kehrte mit erneuertem Eifer für seinen Beruf zurück. Bald brachte das Berufsleben ihm seine Freuden und seine Leiden, aber unverdrossen blieb sein freudiger Eifer für alles Gute und Große und ungebrosen sein Muth gegen alle Hindernisse. So stieg er von Stufe zu Stufe, und jetzt ist der arme Johannes Bischof in einer der größeren Städte seines Vaterlandes. Sein Sprichwort aber ist und bleibt: „frisch gewagt ist halb gewonnen.“

Der Wasserschaden.

Kommt einmal so ein armer Schelm vor eine Hausthüre und man sieht's ihm von weitem an, an dem rothen Zeiger im Zifferblatt und an den blinzelnden, roth angelausenen Fensterlein oben dran, daß ihm das Wasser über Alles geht, nur nicht über die Lippen. Herr, sagt er, und die hellen Thränen stehen ihm in den Augen, daß es einem das Herz brechen möchte, Herr, gnädiger Herr, barmherziger Herr! Ein armer Mann, der durch das Wasser Haus und Hof verloren, bittet um ein Almosen!

Der Hausherr, der gern den Bedürftigen mittheilt und selten einem die Thüre weist, langt in die Tasche und reicht ihm einen Sechser.

Wo seid Ihr her? ruft er ihm noch nach. Von Papelau auf dem Heuberg, lautet die Antwort. Ei, das ist jader höchste Punkt auf dem Heuberg, wo Jahr aus Jahr ein kein Tröpflein Wasser fließt, als was vom Himmel fällt! Ja freilich, sagt ihm schmunzelnd der arme Schelm, ich habe aber auch Haus und Hof verloren nicht durch's Regenwasser, sondern durch's Christwasser!

Auch bei uns gibt es leider mehr solcher armen Schlucker, die durch Christwasser oder durch's Regenwasser Haus und Hof verlieren und den gesunden Kopf und Leib dazu, als durch's Regenwasser.

Der alte und der junge Kopf.

Zwei Bauern besuchten einst in einer Stadt die Anatomie, das heißt das Haus, in welchem die Studenten an Leichnamen den Bau des menschlichen Körpers lernen oder doch lernen sollen. Auf einem Tische standen zwei Schädel, wovon der eine einem Kinde, der andere einem Erwachsenen angehört hatte. Wem mögen diese wohl auf den Schultern gestanden haben? fragte der eine. Dem berühmten Göthe, sagte der Student. Na na, sagte der Bauer, der hat doch nicht zwei Köpfe auf einmal gehabt?

Der andere aber, der seinem Kameraden aus der Klemme helfen wollte, stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Seite und sagte: du Dummkopf, der kleine Schädel stammt aus des Mannes Jugend, da er noch ein Bube war.

Man muß sich zu helfen wissen.

In H. lebte vor mehreren Jahren ein zur Ruhe gesetzter Rath. Was für ein Rath es war, ob ein Hof-, Kreis-, Regierungs-, Oekonomie-, Bau- oder sonst ein Rath, das weiß der Kalendermann nicht mehr genau. Kommt auch nichts drauf an. Genug, durch Rath und Weisheit hatte er seinen Titel nicht erhalten. Dabei aber war er ein gar freundlicher gutmüthiger Herr, der Jahr aus Jahr ein keine größere Sorge hatte, als bei seiner lieben Hausfrau gut Wetter zu erhalten; denn wenn es einmal so weit kam, daß er um gut Wetter bitten mußte, so ging's schwerlich ab ohne einen Kleineren oder größern Regenschauer. Also beobachtete er stets sorgfältig das Barometer oder Wetterglas, das er in den Stirnadern und Nughrauen seiner theuern Gehälte entdeckt hatte, und wenn die auf Sturm und böses Wetter deuteten, nahm er sachte Hut und Regenschirm, steckte aus der Sparbüchse, die er heimlich für solche Zwecke sich angelegt hatte, einige Sechsbäzner in die Tasche und ging auf den Wochenmarkt, um da irgend einen guten Bissen, irgend eine Leibspeise seiner Theuersten zu kaufen und ihr damit das Maul zu stopfen.

Das hatte noch jedesmal trotz dem besten Bliz-

ableiter wunderbare Wirkung gethan. Dann ließ sie ihren Zorn an etwas anderem aus. So geht er auch eines Tages in ähnlichen Umständen auf den Wochenmarkt und zerbricht sich den Kopf, welches Mittel diesmal helfen könnte, denn der Barometer zu Hause war auf Sturm gestanden. Da begegnet ihm glücklicherweise eine fette, gestopfte Gans, das heißt eine Bauersfrau mit einer solchen. Der Rath wird bald Handels eins mit ihr, aber leider langen die Sechsbägnier in seiner Tasche nicht zum Zahlen. Was war da zu machen? Ein Rath weiß sich zu helfen. Er zahlt an Sechsbägniern abschläg- lich, so viel er hat, zieht dann seine goldene Uhr aus der Tasche, gibt sie der Frau und sagt: So, liebe Frau, jetzt trage sie die Gans in die und die Straße, Nummer so und so, richte sie meiner Frau einen schönen Gruß aus von mir und sie soll sich das Gänlein für Morgen braten! Die Uhr aber, die ich ihr in Verfaß gebe, gibt sie meiner Frau, damit diese ihr die zwei Sechsbägnier noch drauf zahlt. Sage sie aber bei Leibe nicht, daß ich ihr vorher schon etliche Zwanziger gegeben habe.

Und so ging's, nur mit dem Unterschied, daß weder die Bauersfrau, noch die Gans, noch die goldene Uhr in's Haus No. so und so kamen, sondern anderswohin, wo sie der Rath nimmer zu finden wußte. Das Donnerwetter aber, das sich über ihn entlud, als die Sache sich aufklärte, haben die Nachbarn gehört und den armen Rath herzlich bedauert.

Item: Es ist nur zu verwundern, daß auch ein Rath solche dumme Streiche machen kann. Der Frau Rätthin wäre das nicht passiert.

Spruch.

Wer recht bequem ist und faul,
Flög' dem 'ne gebrat'ne Taube in's Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Hausmittel.

Der Kalendermann hat einen Better, der ist ein frommer, menschenfreundlicher Mann und möchte gern helfen für alle Schäden des Leibes und der Seele. Darum hat derselbe einige Receptlein aufgeschrieben wider allerlei Gebrechen, die ich hier mittheile.

1) Gegen das Aufliegen der Kranken:

Ein Viertelschoppen Baumöl, 1 1/2 Loth weißes Wachs und für 4 Kreuzer Dirschunschlitt läßt man

auf einem irdenen Teller am Feuer zergehen und dann unter fortwährendem Umrühren erkalten. Diese Salbe wird auf zarte Leinwand gestrichen und täglich einmal auf die wunden Stellen gelegt. Ist die Haut noch nicht wund, so nimmt man statt des weißen Wachses gelbes, welches die Haut härter macht.

2) Gegen entzündete Augen: Kerbelkraut in Wasser gedämpft, fein zerschnitten und die Nacht über warm auf die Augen gebunden.

3) Gegen die Cholik: Wasser auf zerstoßenen Glanzruß geschüttet, einige Zeit darüber stehen gelassen und einen guten Schluck davon getrunken.

4) Gegen heftiges Erbrechen: Geröstetes Salz in Leinwand gewickelt und warm auf den Magen gelegt.

5) Gegen das Wechselfieber: Ein handgroßes auf Schafleder gestrichenes Pflaster von gewöhnlichem Pech, wie man es im Laden kauft, auf den Magen gelegt, bis es von selbst abfällt; fühlt man in 10 Tagen keine Wirkung, so nimmt man statt des Peches dicken Terpentin, und hilft dieser auch nicht, wieder das Pechpflaster. Eines von beiden wird das Fieber vertreiben.

Uebersicht der Weltbegebenheiten.

Seit wir uns von solchen Dingen im letztjährigen Kalender unterhalten haben, lieber Leser, und uns damals mit dieser und jener frommen Hoffnung getröstet, ist es kaum anders geworden als es war, und der frommen Hoffnungen sind wenige erfüllt.

Unsere Nachbarn am Rhein, die Franzosen, sind im letzten Jahre um kein Haar breit weiter gekommen, als im vorigen. Die beiden Hauptpartheien, die sich dort gegenüberstehen, sind zwar die republikanische und die königliche, aber diese zerfallen wieder jede in so mancherlei Ansichten und Theilungen, daß weder die Republikaner noch die Königlichen etwas Entschiedenes zu thun im Stande sind.

Die Republikaner zerfallen in gemäßigte und in rothe, welche letztere sich zu den Lehren des Communismus und Socialismus bekennen, wovon wir voriges Jahr genauer geredet haben. Die Königlichen sind entweder Legitimisten, welche die Anno 1830 vertriebene Königsfamilie wieder auf den Thron erhoben wissen möchten, oder Orleanisten, welche einen Nachkommen des